

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Karl Domanigs gesammelte Werke

Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch. Grobianus Nostramus Tyrolensis. Für
Gott, Kaiser und Vaterland

Domanig, Karl

Kempten, 1914

Tyroler Hausgärtlein

Tyroler Hausgärtlein

I. Vom Glück.

Glücklich's Neu's Jahr

und alles Gute, was ihr euch selber wünscht, das wünscht' ich euch auch, aufrichtig und von ganzem Herzen. — Denn warum nicht? Glückwünschen kostet nichts, es tut nur einem jeden wohl, unter glücklichen Leuten zu sein; also — wenns von mir abhängt, da sollt's nicht fehlen!

Ja, wie denn aber, was meinst du, ob mein Neujahrswunsch dazu gar nichts beiträgt? Ob es gänzlich einerlei ist für dein Glück, so es dir jemand wünscht oder nicht? Was meinst du? . . . Ich, wenn das Glückwünschen gar nichts beiträgt zu des andern Glück, ich meine, daß es dann überflüssig ist und wohl am besten aus dem Brauche käm' . . . Und wenn es weiter nichts verschlägt, daß ich dir ein glückliches Neujahr wünsche, so verschlägt's auch nichts, ob dir jemand Guten Morgen und Guten Abend sagt und sollt' das Grüßen überhaupt dann unterbleiben . . .

Das Grüßen aber, schau, ist doch so allgemein verbreitet und seit undenklicher Zeit, solange es Men-

schen gibt, in Übung, daß man hinwieder sagen muß: etwas werde wohl daran sein. Denn was da keinen Sinn und keine Bedeutung hat, das trifft man nicht überall oder es stirbt so nach und nach ab.

Und warum sollt' es dann eigentlich mit dem Grüßen (und mit jedem Glückwunsch überhaupt) nicht ebenso der Fall sein können wie mit einer Verwünschung, einem Fluche? Hört man zuweilen behaupten, steif und fest, daß hier und da ein Fluch — weiß Gott von einer alten Zigeunerin — in Erfüllung gegangen sei: so wird doch aber auch dasjenige in Erfüllung gehen können, was dir ein ehrlicher Mensch von Herzen Gutes wünscht? . . . Billig einmal wär' es!

Und wenn man weiter die Sache beim Licht betrachtet: so ein Gruß und Glückwunsch ist eigentlich nichts anderes als eine Art Gebet; sagen wir ja „Grüß' Gott“, „Behüt' Gott“ und der Welsche sagt „Addio“, „Adieu“: „Gott befohlen“, was auf dasselbe hinauskommt. Also, mein' ich, läßt sich auch begreifen, warum ein einfacher Gruß, ein bloßer Wunsch von Menschenlippen es erreichen oder dazu beitragen könnte, daß es dem andern gut ergehe, insofern wir nämlich gewissermaßen darum beten.

Und der Meinung nun, um es kurz zu sagen,

bin ich ungefähr auch wegen des Neujahrswunsches; wenn ich nicht glaubte, daß er zu etwas gut sei, hätt' ich ihn nicht hergeseht in das „Hausgärtlein“!

Jetzt aber komm mir keiner und sage: „Ja, so wünsch' ich mir halt einen Hafen voll Geld; du wünschest mir alles Gute wie ich — und nachher wird's nicht fehlen.“

Nein, mein Lieber, so flink geht die Sache dann nicht! Denn außer mir und dir ist noch ein dritter im Handel: derjenige, der deinen Wunsch und meinen erfüllen soll. Und der, das weißt du, wird keinen Wunsch erfüllen, der nicht zu deinem Besten ist. Es würde sich also vorerst fragen, ob just das viele Gold dir von Nutzen wär' . . .

Und das möcht' ich meinesteils bezweifeln; denn wer weiß, was du mit deinem Hafen voll Gold anfingest! Leute, die davon träumen, wissen's oft am wenigsten gut anzuwenden und die's am besten gebrauchen, werden darum noch nicht glücklich. Oder hast du noch keinen Menschen kennen gelernt, der Geld hatte und kein Glück? O, ich kenne schon solche, die im Überflusse leben, und würden, wenn sie wählen könnten, lieber Schober tragen den steilsten Rain hinauf, als so ihr Kreuz, das ihnen auferlegt ist.

Überhaupt denn, wenn das rechte Glück vom Geld abhinge, so hätten just wir Tyroler einen harten Stand und bald ausgesungen; weil unser Land schier das ärmste ist ~~im ganzen Reich~~. Dagegen aber hörst du nirgends jodeln wie in Tyrol und die Stuzen und Böller knallen wie in Tyrol und wirst mir die Leute nicht zeigen, die bei der härtesten Arbeit so unverdrossen und, je mehr sich wehrt, um so troziger sind wie die unsern! Das sag' ich, und ich bin just ein Stück herumgekommen in der Welt.

Nein, laß es gut sein mit dem Gelde! Vielmehr, wenn dir daran liegt, daß ein anderer mit einstimme in deinen Wunsch — vernünftigerweise! —, so wünsche dir, was für alle Fälle gut und dann eben auch erreichbar ist. Und darüber wär's just der Mühe wert, ein wenig nachzudenken — wenn 's euch recht ist, ich will euch an jemanden verweisen, der Bescheid geben kann, wo wahres Glück zu suchen und zu haben ist für jedermann.

* * *

Mehr als sechshundert Jahre sind es jetzt, daß einem Hutmachermeister zu Rattenberg ein Kind geboren ward, das seinem Vater alle Müh' und Sorgen, wie sie Eltern schon zu haben pflegen,

reichlich vergolten und bei weitem aufgewogen hat: — aus dem Kinde nämlich ist eine so überaus fromme Jungfrau geworden, daß sie von Gott durch Wunder verherrlicht und von der Kirche heiliggesprochen wurde.

Wen ich meine, das merkt man; es ist ja bald erraten, was die Unterinntaler für eine heilige Landsmännin haben, und wer hat sie nicht schon kennen gelernt in einer Not, unsere heilige Not-Burg? — Jedes Kind weiß sie zu finden auf dem Eben, wo seit uralter Zeit ihr heiliger Leib ruht; gekleidet in prächtige Stoffe, man könnte sagen in lauter Gold und Edelsteine, und hinter großen Glascheiben, sonst aber in Bauerntracht und aufrecht steht sie da, als ob sie mit ihrer Sichel grad vom Feld hereingekommen wäre. Überhaupt, in dem Ebner Kirchlein wird einem so heimlich zumute und bleibt es eine alte Erfahrung, wie leicht und so recht von Herzen man beten kann da oben. Kommst du alsdann heraus ohne die Bürde mehr, die das Herz hineingetragen, dann ist auch alles so schön ringsum: vom Unterinntal herauf, fast so lang es ist, von Innsbruck bis über Rattenberg sieht man den Inn blißen und hintendrein in den Felswänden ~~lauer~~ der Achensee; die Felder sind im besten Zustande und die Leute zeigen zu-

friedene Gesichtser — kurzum, es ist einem zum Neidigwerden, und ich hab' mir schon oft gedacht, daß man gut täte, wie die Ebener einen Heiligen in der Gemeinde zu haben. Denn das läßt sich denken, daß der Herr sie um deswillen segnen werde; und wär' auch für uns ein gar aneiferndes Beispiel, daß wir werden sollten wie unser Heiliger, so geliebt von Gott und Menschen und — mit einem Worte: so glücklich über alles!

Denn ja, kennst du ein größeres Glück in aller Welt? Sag, gibt es Menschen, die so viel besitzen, daß sie nicht mehr zu sagen brauchten: „Heilige Notburg, bitt für uns!“? . . . Und ist einer je so arm, so elend daran gewesen, daß er von der Fülle des Glückes, das die Heilige besitzt, nicht Trost und Rettung hoffen konnte in seiner Not? . . . So wie aber der Schwache es ist, der an den Mächtigen, der Arme und Leidende, der an den Glücklichen sich wendet um Hilfe und Trost, so haben sich an St. Notburg gewendet Könige und Fürsten, die Mächtigsten und Glücklichsten auf Erden, weil all ihr Glück weit übertroffen wird vom Glück Notburgens, die wohl auch sich rühmen dürfte: „Der Herr hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd; siehe, glücklich preisen mich alle Geschlechter!“

Zu dem Glücke aber, das wir an der Heiligen schauen, kommt noch eines: kommt die Lehre, daß auch wir uns dieses Glückes versichern können. Denn keine Ordensfrau und keine Märtyrerin, nur ein gewöhnlicher Dienstbot' ist sie gewesen, die für ihren Glauben kein Blut vergossen hat, und — ihr kennt ja ihre Lebensgeschichte und werdet mir recht geben, daß in derselben eigentlich nichts so merkwürdig ist als gerade das, daß alles so einfach hergegangen ist. Wenn es da heißt, daß sie von Rattenberg nach Rottenburg und von da auf den Eben gekommen sei — das ist nicht weit; und daß sie nun bei einem Bauern, dann bei einem Ritter in Dienst gestanden — das ist nicht viel, und kurz gesagt, so weit hat's ein jeder von uns auch gebracht; eigentlich schier wundern müßt' es einen, wenn wir's nicht auch wie sie noch in den Himmel bringen sollten! Sie selbst, die Heilige, in ihrer Bauerntracht und mit dem Strahlenkranz der Glorie ums Haupt, mahnt uns daran, was sie gewesen und was sie geworden ist, und daß wir's ihr im einen wie im andern nach-tun könnten; es käme ja nur darauf an, zu wissen, wie sie's angefangen hat. . . .

Also aber, wie sie's angefangen hat!

Ich fürchte, wenn ich euch das Kunststück erzähle,

daß ihr dann gerade so verdußte Gesichter machen werdet wie diejenigen, denen einmal der große Christoph Kolumbus eine Antwort gegeben hat. Ihr kennt die Geschichte. Man fragte ihn, wie er Amerika entdeckt habe? Kolumbus fragte dagegen, wie man ein Ei auf die Spitze stellen könne? Da versuchten es alle, schauten bald das Ei und bald den Tisch an und rückten hin und her, bis endlich Kolumbus meinte, er wolle ihnen die Kunst vor-machen; da nahm er das Ei und schlug ihm die Spitze ein und — jetzt stand es!

Wirklich aber, gerade so hat es die heilige Notburg auch gemacht! Sie hat auch eingeschlagen, da der Herr ihr seine Hand bot und ihr sagte, sie könne sich den Himmel verdienen, wenn sie wolle, eine sehr hohe Stufe im Himmel, wenn sie nur wolle — und Notburg hat gewollt; deswegen ist sie heilig geworden.

Ich will mich erklären.

Der liebe Gott, da er alles besitzt und wir Menschen nichts, hat mit uns teilen wollen in väterlicher Liebe: hat uns die Erde gegeben zur Benützung und den Himmel bestimmt zu unserem Erbteil. So wie wir nun aber nichts anderes leisten können und wie man anderes nichts zu leisten braucht, um eine Erbschaft anzutreten, als

zu wollen: sieh, so genügt denn auch der ernste Wille, um des Himmels teilhaft zu werden.

St. Notburg, die das wußte, hat es nun nicht fehlen lassen an ihrem Willen. Ein armer Dienstbot, hatte sie des Lebens Not und Bitterkeit erfahren; man begreift es, daß sie aufwärts wollte. Und der Herr hat ihr die Fülle seiner Liebe erschlossen in den Sakramenten; man begreift, daß sie aufwärts wollte zu ihrem Bräutigam.

So wie wir aber zu sagen pflegen, verwundert über eines Menschen Handlungsweise: „Was hat er nur vor, was will er eigentlich?“, und sobald wir erst sein Ziel und Wollen kennen, begreifen wir auch seine Werke; ebenso erklärt sich nun aus ihrem Wollen die wunderbare Lebensweise unserer Heiligen. Ihre harte Arbeit hat sie jederzeit damit begonnen, daß sie sich vorstellte, wie sie der liebe Gott damit beauftrage, wenn sie in den Himmel wolle; brannte die Sonne nieder glühend heiß auf die Felder von Eben, so dachte sie: die Tropfen kann ich wohl schmelzen, weil ich in den Himmel will; desgleichen wenn sie am Herde stand. Oder es gab ihr die strenge und ungerechte Rittersfrau einen Verweis, dann sagte sie kein Wörtlein dagegen, sondern meinte: „Es ist gut so, wenn ich in den Himmel will.“ „Ich will in den Himmel,“ sprach

sie und betete in ihrer einsamen Kammer, daß Gott ihr das hochzeitliche Kleid ihrer Unschuld bewahren helfe, und nährte durch Werke der Barmherzigkeit die Lampe, womit sie ihren himmlischen Bräutigam empfangen wollte. Also empfangen alle Werke St. Notburgens die Bedeutung und den Wert, um deren willen sie die Krone ihres Glückes empfing. Wie die Wasser vom Berge: zuerst geht's in den Mühlbach, dann in den Inn, in die Donau und zuletzt ins Meer; jeder Tropfen findet seinen Weg und ohne daß er's weiß, ist er auf einmal drinnen, wo er hingehört: im blauen, unendlichen Meer! So, sag' ich, wie die Wasserlein einer geheimen Zugkraft folgen, die sie alle ins Meer bringt, ebenso führen all unsere Werke dem Himmel zu, wenn wir von der Sehnsucht nach dem Himmel durchdrungen, vom guten Willen nur geleitet sind!

Und das also ist es, was uns die heilige Dienstmagd lehrt: daß kein Stand zu niedrig und kein Mensch zu schwach und zu gering ist für den Himmel, indem der Herr nicht unsere winzigen Kräfte, sondern den guten Willen in Betracht zieht; und daß ein jeder von uns ihr nachzueifern, ein jeder glücklich werden kann wie sie!

Und darum eben hab' ich die heilige Nothburg in unseren Diskurs hereingezogen, weil sie am deutlichsten es zeigt, wo wahres Glück zu suchen und auch zu haben ist für jedermann. Denn von dem Glück, das du dir fürs neue Jahr wünschen solltest, war die Rede, und davon, daß ich vernünftigerweise mit einstimmen könne in deinen Wunsch, der auch dem Herrgott recht sein müßte, damit die Vereinigung meines Wunsches mit dem deinigen etwas beitragen möchte zur Erfüllung desselben.

Doch, was red' ich da immer nur von mir! Kein Mensch im Lande braucht doch am Neujahrstag in das „Hausgärtlein“ zu sehen, um zu wissen, daß einer auch an ihn denkt und ihm Gutes wünscht, derjenige, der das Büchlein geschrieben; die Kinder kommen vor ihre Eltern, Nachbarn und Verwandte stellen sich ein und wünschen dir „Glückselig's Neu's Jahr, Glück und Segen und langes Leben und halt alles Gute, was du dir selber wünschest.“ Nicht mir zuliebe also, sondern daß der herzliche Wunsch deiner besten Freunde nicht umsonst, daß das Gebet deiner Kinder nicht vergebens sei, sollst du dich entscheiden, was Gutes du dir selber wünschen willst; du bist es denjenigen schuldig, die es am besten und aufrichtigsten mit dir meinen.

Und wenn du aber nun entschlossen wärest, dir dasjenige zu wünschen, was man an St. Notburgen kennt als das höchste erreichbare Glück und wenn jeder andere dächte ebenso wie du, wie anders klängen dann auf einmal all die Neujahrswünsche und welche tiefere Bedeutung empfinde die alte, oft so unverstand'ne Sitte!

Wie einst das Brot, das unsere Heilige den Armen zutrug, vor den Augen des mißtrauischen Ritters sich in Späne und der Wein in Lauge verwandelte, dann aber wieder Trank und Speise wurde für die Hungernden: siehe, so liegt es auch an uns, die leere Redensart zu verwandeln in ein bedeutungsvolles Wort! Ein jeder kann es hören zu Neujahr, daß man ihm wünscht, was er sich selber wünscht: so wünsche sich denn jeder das ewige Glück und alle Freunde wünschen ihm zugleich dasselbe. Briefboten gehen dann wie immer um die Zeit von Haus zu Haus, über den Brenner hin, von Kuffstein bis nach Ala und durchs Pustertal, wo die Eisenbahn fährt, fliegen die Neujahrsbriefe, in alle Seitentäler fahren, wandern Neujahrsbriefe, aber die Briefe, alle die tausende, geben nun dem Wunsche Ausdruck, den ein jeder für sich hegt, dem Wunsche nach dem Himmel. Und wie Gebet des ganzen Volkes geht es von Tal zu Tal,

als ob wir für einander beteten und riefen: „Zu-
komme uns dein Reich, dein ewig' Reich der Glorie
und des Friedens!“

Der Herr aber, der uns selber also beten gelehrt,
erhört die Wünsche, die wir für einander sprechen
und so, auf diese Weise, wird niemandes Neujahrs-
wunsch mehr umsonst und auch der meine nicht
vergebens sein.

Drei Wünsche.

Man erzählt es sich im Krainerlande:
Droben auf dem hohen Triglav horstet
Blatorog, der weiße Gemsenkönig.
Schroffe Grate und der blanke Firn sind
Sein Revier; noch selten hat ein Jäger
Ihn gesichtet. Nur von Einem weiß man,
Daß er endlich ihn zu Schuß bekommen.

Doch wie dieser auf ihn angeschlagen,
Sah das arme Tier, das wunderschöne,
Mit dem gold'nen Krönlein auf dem Kopfe,
Ihn so flehend an, so herzbewegend,
Daß er Mitleid fühlt' — es ziehen ließ.

Und sogleich auf das hin stand die Bergfrau
Vor dem Jäger, sichtbar, und versprach ihm,
Weil er Blatorog geschont, drei Wünsche,
Die er nennen möge, zu erfüllen.

Nicht zu lang besann sich unser Junge,
Wünschte sich: fürs erste einen Klumpen
Gold, so schwer ein Mann ihn tragen könne;

Zweitens halt die schöne Annamierl
Und zulezt noch die Gesundheitsfalbe.

Lächelnd sah die gute See ihn an und
Sagte: widerkommen mög' er denn in
Jahr und Tag, so würden seine Wünsche
Alle treulich in Erfüllung gehen.

Also trat der Bursche freudestrahlend
Seinen Heimweg an, den bösen Abstieg
In dem wilden, gräulichen Geschröfe.
Klettern, kriechen muß' er auf und ab
Über Felsenbänder ob dem Abgrund;
Mehr als einmal schien es schon kein Vorwärts,
Kein Zurück zu geben — gar an einer Stelle
Mußt' der Jäger seine Büchse lassen;
Lieber doch die Büchse als das Leben!

Und dabei nun fiel ihm ein, wie das wohl
Sein wird, wenn er über Jahr und Tag dann
Mit dem schweren Klumpen Gold beladen
Da hinüber sollte über'n Abgrund —
Ganz gewiß, das wäre sein Verderben! . . .

Glücklich kam er doch hinab für diesmal,
Und sein allererster Weg nun unten
(Könnt ihr denken!) war zu seinem Mädchen,
Dem er vom Erlebnis dieses Tages,
Von dem Gold erzählte und der Salbe,

Die gesund erhält, und was die See ihm
 Zugesichert: daß sie Hochzeit halten,
 Hochzeit, Liebchen, über Jahr und Tag!

Nicht zu fassen wußten sich die beiden
 Da vor Jubel. Annamierl, die schöne,
 Träumte noch die Nacht von ihrem Glücke
 Und noch wachend träumt' sie, Tag und Nacht jezt,
 Nur von ihrer Zukunft: von dem Hausstand,
 Von den Pruntgemächern, wo sie wohnen,
 Von den Kleidern, Gold und Samt und Seiden,
 Und den Wonnen ewig schöner Tage.

Doch das viele Träumen, seht, verdrehte
 Ihr das Köpfchen, daß sie ein zuwid'res
 Wesen annahm und sogar ihr Liebster,
 (Der zu ihrem Hausstand nicht so recht mehr
 Passen wollte), daß er selber fühlen
 Mußte ihre Hochmutslaunen. Ernstlich
 Fragt' sich eines Tags der Bursche, ob es
 Klug von ihm getan war, sich jußt diese,
 Keine andere zum Weib zu wünschen.
 Besser war, der beste seiner Wünsche,
 Doch am Ende die Gesundheitsalbe . . .

Aber hört, was weiter dann geschah!
 Wo der Jäger wohnte, seine Base,
 War ein bissig-böses Weib, die Alte.

Keift' und keppelt' und verdarb sich selber
 Wie den Ihrigen damit das Leben,
 Bis sie eines Morgens schwer erkrankt war.
 Da nun währte es gar nicht lange, daß sie
 Still und stad und zahm und lämmerfromm ward
 Und ihr Haus den langentbehrten Frieden
 Jetzt gewann. Aufatmeten die Leute
 Und der Jäger sprach zu sich im stillen:
 Doch ein Segen ist für sie die Krankheit!
 Niemand weiß, wofür ein Übel gut ist . . .

Und indem der Tag nun näher rückte,
 Wo er treten sollte vor die Bergfrau,
 Sann der Bursche nach und überlegt' es:
 Was ihm Gutes eigentlich denn brächten
 Seine Wünsche: jener Klumpen Goldes,
 Der beim Abstieg ihn wie leicht zu Fall bringt;
 Und das Mädchen, des er längst schon lieber
 Nicht mehr denken mochte; dann die Salbe,
 Die, wenn ihn der Herr durch Krankheit einmal
 Bessern wollte, dann ja auch für nichts ist . . .

Also denkend fand der Tag ihn, der so
 Lang ersehnte. Mit dem Hahnenrufe
 Steht der Jäger fertig auf den Beinen,
 Tritt hinaus und geht — ah, seht, er geht nicht

Auf den Triglav, wo die gute Bergfrau
Seiner wartet, sondern abwärts, strammen
Schrittes flink und vogelmunter abwärts
In den Wald und freut sich seines Daseins,
So wie Gott es ihm beschieden, pfeift ein Liedel —
Pfeift sich was auf alle seine Wünsche!

Margit.

Eine Parabel.

Zu Hause hatte sie Margret geheißen, aber die junge Frau Baronin, bei der sie seit einiger Zeit als Kammermädchen diente, nannte sie Margit; denn Margret, Margareta, das klang zu gemein für ein so vornehmes und verständiges Wesen.

Von Margit war heute auf der Schloßterrasse die Rede, wo die Herrschaften das Frühstück einnahmen. Der Baron vermißte seine Zeitung. „Aber Mann,“ sagte die Baronin, „heut gibt's doch keine Zeitung, gestern Feiertag!“

„Was nicht gar — gestern?“

„Aber ja, Christi Himmelfahrt! Ich weiß es, ohne in den Kalender gesehen zu haben. Margit mußte ja natürlich in ihre Kirche und ist wieder erst um 8 Uhr zurückgekommen.“

„Als du noch lange schliefst.“

„Hm, sie hätte auch besser getan zu schlafen!“

Dafür hat sie ihren Festtag, wir haben Werktag das ganze Jahr.“

„Ach was, diese Extravaganzen! Ich muß dir überhaupt sagen, daß ich dem Mädchen kündigen will.“

„Oho! Warum, wenn ich fragen darf?“

„Warum? Ich mag sie nicht um mich sehen, die langweilige Person.“

„Langweilig?“ Der Baron lachte. „Langeweile ist das Vorrecht der Reichen!“

„Philosophiere nur wieder! Ich schreibe noch heute an das Bureau um eine andere!“

Der Baron brachte seinen Schaukelstuhl zur Ruhe und richtete sich ein wenig auf. „Wenn du Margit nicht um dich willst, so laß sie doch bei Franz! Das Kind hat sie gerne und scheint zufriedener, seit sie bei ihm ist.“

„Er wird sich auch an eine andere gewöhnen.“

Der Baron war im Begriffe, seiner Frau ernste Vorstellungen zu machen. Aber sie sah ihn so kalt und fast herausfordernd an, daß er die Nutzlosigkeit seines Beginnens einsah. „Ich werde nicht Öl ins Feuer gießen“, sagte er. „Tue, was du willst, und bereue es!“ Er stand auf und wandte sich zum Fortgehen.

Da trat der Verwalter ein: ein junger Mann von gefälligem Äußern, das von Gesundheit und solider Lebensführung zeugte. Er war ein ent-

fernter Verwandter der Baronin, die aus bürgerlichem Hause stammte, und genoß das Vertrauen seines Herrn in besonderem Maße.

„Wir haben wieder einmal Dienstbotenwechsel,“ eröffnete ihm der Baron. „Margit soll aus dem Hause. Herr Verwalter, Sie bezeugen es mir, daß ich dagegen war, ganz und gar dagegen!“

Die Frau Baronin spielte die Geränkte: „Natürlich, daß mir die Person unausstehtlich ist, hat nichts zu bedeuten. Es ist ja nur mein Kammermädchen, das ich von früh bis abends um mich haben muß.“

Der Baron tätschelte seiner schönen Frau die Wange und sagte: „Ich will jetzt einmal nach Franz sehen. — Unsere Geschäfte machen wir später ab.“ Er reichte seinem Beamten die Hand und verließ die Terrasse.

* * *

Der Verwalter mußte zurückbleiben. „Hören Sie,“ sagte die Baronin, „Sie können mir eigentlich wohl die Arbeit abnehmen; schreiben Sie an das Dienstvermittlungsbureau, man möge mir eine passende Person senden, allenfalls zwei, möglichst bald. Nicht wahr?“

„In vierzehn Tagen?“

„Ach was! Wir werden uns an die Kündigung halten! Es kommt nur Verdruß heraus. Die vierzehn Tage bezahlt man ihr eben!“

„Ja, aber eigentlich — Sie verzeihen, daß ich es sage, Frau Baronin — eigentlich tut's mir leid um Margit.“ Und der junge Mann begann, soweit er urteilen könne und Einblick gewonnen habe, die Sache des Mädchens zu vertreten. Er hob ihren Fleiß, ihre Anhänglichkeit an die Herrschaft, ihre Bescheidenheit und Züchtigkeit hervor und wurde dabei vielleicht ein wenig wärmer, als er beabsichtigt hatte.

„Ah, seh' man,“ lachte die Baronin, „was eine hübsche Larve nicht alles tut!“ . . . Sie sah ihn forschend an. „Aber jetzt widersprechen Sie nicht länger, lieber Vetter, denn ich bin eben im Begriffe, für Sie selbst zu sorgen.“

Wenn die Baronin zu ihrem Verwalter „Vetter“ sagte, was nicht zehnmal im Jahre geschah, dann wußte er, daß sie Bedeutsames im Schilde führte. Er war neugierig.

„Nun also, wir werden morgen einen Gast bekommen, den ich Ihnen angelegentlich empfehle. Raten Sie mal, wen?“

Der Verwalter zuckte die Achsel.

„Meine Institutsfreundin Klottilde! . . . Ich

hab' Ihnen schon einmal gesagt," fuhr die Baronin fort, „das wär' was für Sie! . . . Mein Gott, Sie müssen ja heiraten! Sagten Sie nicht selbst, daß das Leben hier im Winter recht langweilig sei? . . . Na also, wenn nicht langweilig, so doch eintönig, in die Länge nicht auszuhalten. Sie werden uns so davonlaufen . . . Lieber Vetter, Sie müssen Umschau halten! Eine Bauerntulle, eine Domesstike können Sie nicht nehmen, eine andere gibt's hier nicht. Sehen Sie sich mal Klotilde an!"

„Ich habe sie voriges Jahr kennen gelernt.“

„Ja genauer, genauer! Ich sage Ihnen, sie ist sehr schön und sehr, sehr geistreich . . . Und dann, Sie wissen ja, die Tochter eines bedeutenden Geschäftsmannes . . . Sie werden Ihr Glück machen!"

Noch immer schwieg der Verwalter.

„Nun also," wiederholte die Baronin, „nur ansehen, kennen lernen! Wir werden eine Landpartie unternehmen, nicht wahr? Das Weitere gibt sich!"

Sie stand auf und reichte ihm ihre schöne, von Diamanten strahlende Hand zum Kusse. Er war entlassen.

* * *

Aus seiner ersten Ehe besaß der Baron zwei Kinder: ein Mädchen, das sich im Institut befand,

und einen elfjährigen Knaben, bei dessen Geburt die Mutter gestorben war. Das Kind war ein armer Krüppel, mit einem Höcker an Brust und Rücken und außerdem von einem schweren Gelenkrheumatismus gequält. Den größeren Teil des Jahres brachte es im Bette zu, fast die ganze Zeit im Zimmer; ein Gesichtchen, bleich wie Wachs, aus dem die Augen geist- und feuersprühend heraus sahen. Der Knabe war sehr begabt und weit über seine Jahre gereift. Es wurde ihm ein eigener Lehrer gehalten, im übrigen blieb er der Pflege des jeweiligen Stubenmädchens überlassen, das gewöhnlich nicht viel Zeit und keine Liebe für den Knaben erübrigte. Der Frau Baronin, seiner Stiefmutter, „griff“, wie sie sagte, „sein Anblick zu sehr ans Herz“, ein Besuch bei ihm war ihr ein Opfer, zu dem sie sich wochenlang nicht entschließen konnte. Auch der Vater kam selten, ihm geschah in der Tat hart, das Kind leiden zu sehen und nichts dafür tun zu können; die berühmtesten Ärzte hatten ihre Kunst an ihm erschöpft und ihm nur neue Qualen bereitet. Dabei war der Kleine so reizbar. Er konnte oft, man wußte kaum warum, in lautes Weinen ausbrechen, in Klagen und Schelten. Der Lehrer war ihm dann lästig, das Mädchen zuwider. „Hinaus, bringt mich hinaus!“ schrie er

oft und tobte, wenn man ihn an einem regnerischen Tage oder in der vorgerückten Dämmerung nicht ins Freie brachte. Erst seit Margit die Pflege übernommen hatte, beruhigte sich der Kleine mehr und mehr. Jene ungezügelter Ausbrüche der Ungeduld wurden seltener, sogar eine gewisse Ruhe und Ergebung stellte sich allmählich ein. Der Vater kam in letzter Zeit öfter zu Besuch, fast jede Woche ein paarmal.

Heute war es ihm ein Bedürfnis, selber gedrückt und verdrossen wie er war, nach seinem leidenden Kinde zu sehen. Er wollte sich auch überzeugen, wie es die Entlassung von Margit etwa aufnehmen würde. Er kannte seine Vorliebe für das Mädchen.

Der Kleine hatte den Besuch des Vaters nicht erwartet und war sehr erfreut darüber; seine Augen sagten es.

„Du bist schon wieder im Bett und der Tag ist so schön! Wie geht es dir?“

„Gut, Papa, gut.“

„Hast du geschlafen?“

Der Knabe zögerte mit der Antwort.

„Nicht? Sieber gehabt? Laß sehen!“

Der Baron wollte den Puls fühlen. „Ach, es ist nichts,“ sagte das Kind und entzog ihm das

schmale Händchen, um die Hand des Vaters an seine Lippen zu führen.

„Du bist so gut, Papa, daß du zu mir kommst.“

„Ich komme gern, besonders, wenn du so geduldig bist . . . Ach ja, Kind, was können wir anderes tun als hoffen —“

„Ich hoffe nichts, Papa. Die Ärzte können nichts. Aber weißt du, Margit sagt immer, es dauert nicht lang.“

Der Baron war betroffen. „Es dauert nicht lang!“ Gott, wenn er das Kind verlieren müßte, das arme Kind, das ihm jetzt mit so herzbewegendem Blick ins Auge sah, das er mehr liebte, als er sich gestand . . . und Margit sagt ihm —

„Margit ist eine dumme und herzlose Person, das zu sagen!“

„O nein, nein, das nicht, das meint sie anders! Weißt du, Papa, das Leben überhaupt dauert nicht lang, auch 80 Jahre ist nicht lang.“

Der Baron lächelte: „Nun ja, mit 80 Jahren, da wollen wir uns zufrieden geben.“

„Nein, das ist aber auch nicht lang . . . Papa, höre! Wenn ich dich bitten würde um 80 Kronen, nicht wahr, die gibst du mir, sogleich?“

„Wenn ich weiß, wozu, Kind, recht gern.“

„Siehst du, weil das wenig ist im Vergleich

zu deinem Vermögen! Aber 80 Jahre im Vergleich zur Ewigkeit, das ist noch viel, viel weniger, das ist gar nichts.“

„Ah, so meinst du das!“

„Ja, und sogar 80 Jahre Leiden für eine Ewigkeit — eine Ewigkeit voll Freude“ . . .

„Das sagt dir Margit? . . . Ja, das ist ein Trost für dich!“ . . .

„Ich habe mir auch vorgenommen, nicht mehr so zu klagen, aber — es fällt mir oft so, o so schwer!“

Die Augen des Kleinen umflorten sich.

Der Vater küßte das Kind. Wie schön es war, sein Köpfchen! Seine Augen, sein Mund, erinnerten ihn an die frühverstorbene Mutter, die gute . . .

„Ja, ja, Kind, das ist gerecht, das ist notwendig, daß du für soviel Leiden einmal Glück und Freude findest!“

„Gelt ja, Papa! Das denke ich mir oft. Ich sehne mich so, o so sehr nach Freude — nicht wahr, Papa, alle Menschen wollen sich freuen, wollen glücklich sein?“

„Gewiß, mein Kind, das ist eine der Lehren, die noch kein vernünftiger Philosoph bestritten hat: Alles, was wir tun, ist bewußt oder unbewußt auf unser Wohlergehen, unser Glück gerichtet. Die

Menschen können gar nicht anders, sie müssen ihr Glück wollen.“

„Ja, und nicht alle finden es hier“ . . .

„Nicht alle? O, Kind, wohl nur wenige, nur sehr wenige von den Menschen werden sich glücklich fühlen. Und der Glücklichsste bringt die Sorge nicht los um den Bestand seines Glückes . . . Wer Goethe war, das weißt du, nicht wahr? Der große deutsche Dichter — —“

„Ja, ja, von dem das schöne Lied ist: ‚Über allen Gipfeln ist Ruh‘ —“

„Richtig. Goethe, siehst du, war in jeder Hinsicht einer der glücklichsten Menschen, die je gelebt haben und einer von den wenigen, die es verstanden, das Leben recht zu genießen. Und Goethe meinte in seinem Alter: es seien wohl keine 36 Stunden gewesen, die er in vollem Behagen verlebte. Das mag dich auch ein wenig trösten, Kind!“

„Trösten? Ja, aber wenn alle Menschen leiden, das ist noch schlimmer!“

„In gewissem Sinne. Aber das Leiden scheint wie ein Naturgesetz.“

„Nein,“ sagte der Knabe nach einigem Besinnen, „wenn ich etwas will, — du hast es mir immer gegeben; der liebe Gott ist auch unser Vater.“

„Aber du siehst ja“ —

„Nein, warte! Wenn die Menschen nicht glücklich werden können auf dieser Welt, dann aber in der Ewigkeit!“

„Du meinst wohl“, sagte der Baron nachdenklich, „der Trieb nach Glück müßte irgendwo, irgendwann befriedigt werden?“

„Freilich, natürlich!“

„Eigentlich, eigentlich hast du recht . . . insofern die Natur kein Bedürfnis, keinen Trieb geschaffen hat, für dessen Befriedigung sie nicht Sorge trägt . . . Gewiß, das muß richtig sein.“

„Siehst du! O, ich rede so gern mit dir, du verstehst mich. — Margit versteht mich auch!“

„Du redest mit Margit über derlei Dinge?“

„Oft. O sie weiß viel mehr als ich. — Weißt du, aber noch eines: es muß auch verdient sein. Margit sagt, alles muß verdient sein.“

„Ja, das scheint wohl so . . . Aus Mühen der Erfolg, aus Anstrengung die Ehre — wir achten nicht einmal, was uns unverdient kommt.“

„Und das ewige Glück vor allem müssen wir verdienen.“

Voll tiefen Mitleids blickte der Vater auf das kranke Kind. „Durch Leiden meinst du?“

„Nein, ich denke mir so“ — der Knabe nahm ein Kelchglas zur Hand, das auf dem Tischchen

neben dem Bette stand und mit Feldblumen gefüllt war: „Der liebe Gott hat jedem Geschöpfe seine Bestimmung gegeben, jedem eine andere.“

„Ja, und nach der Bestimmung eines jeden ist sein Organismus eingerichtet.“

Der Vater schien das Gespräch jetzt abbrechen zu wollen; aber das Kind fuhr fort:

„Freilich, gerade das wollte ich sagen. Keine Blume ist wie die andere, gar keine, und die Käferchen auch und die Würmchen, alle sind anders; und wir Menschen sind gar alle anders.“

„Ja, und?“

„Ja, siehst du, wir sind anders, warum? Weil ein jeder eine andere Aufgabe hat, ein jeder die seinige“ —

„Und dich hat der liebe Gott zum Leiden erschaffen, Kind!“ . . .

„Nein, zur Freude! Aber durch Leiden muß ich die Freude verdienen. Du, Papa, anders“ . . .

Der Baron schwieg und sah vor sich hin. Auch der Kranke schwieg. Er blickte nach einem Bildchen, das ihm gegenüber am Bettende befestigt war. Und plötzlich kam die alte Reizbarkeit des Kindes wieder zum Vorschein. Seine Augen füllten sich mit Tränen, seine Fingerchen ballten sich, es zitterte.

„Was hast du?“ fragte besorgt der Vater.

„Warum hat man mir das nicht früher gesagt? Papa, das war grausam!“ . . .

„Aber was denn, mein Kind?“

„Daß der liebe Gott uns liebt, daß er uns alle liebt! Wie er seine Blumen, wie er alle seine Geschöpfe liebt und uns weit mehr, als alle.“

„Gewiß, gewiß, das tut er, mein Kind.“

„Ja — und er führt uns alle!“

„O, Kind, freilich — und dich — wie könnte es anders sein? — dich zum Himmel.“

Der Knabe lächelte. Über eine Weile sagte er: „Siehst du, Papa?“ und er deutete auf das Bild am Bettende. Es stellte den Gekreuzigten vor. „Das hat mir Margit gegeben.“

„Es bringt dir Trost, das Bild zu sehen?“

„Es sagt ja doch: ich habe dich geliebt, o, so geliebt . . . Weißt du, Papa, der liebe Gott hat sich unsere Liebe auch verdienen wollen! . . .“

Der Vater sah nachdenklich vor sich hin. Er erinnerte sich, warum er hierher gekommen; aber jetzt von Margit, von ihrer Entlassung zu sprechen, war ihm nicht möglich. Ihm selber war auch so voll ums Herz und dabei so bange, er möchte nicht länger bleiben.

„Du gehst schon? Komm bald wieder!“

„Ja, bald.“

„Papa, wann kommt Lona?“

„Ach ja, Lona wird dir Gesellschaft leisten. In vierzehn Tagen, schreibt die Vorsteherin, soll ich sie holen. Freust du dich auf sie?“

„Sehr!“

„Adieu denn, mein Kind! Auf Wiedersehen!“

Als der Baron schon bei der Türe war, sagte der Kleine: „Papa, sieh doch, daß Margit mehr bei mir sein kann! Sie hat so viele Arbeit . . .“

Der Baron war betreten. „Gewiß, gewiß,“ sagte er.

„Weißt du, ich hab' sie sehr lieb, sie hat mich so glücklich gemacht!“

„Gewiß, Adieu! Adieu, mein Glückskind!“

* * *

Den ganzen Tag beschäftigte den Baron das Gespräch mit seinem Söhnlein. Was da erörtert worden war, die Ansichten, die Margit dem Kleinen beigebracht hatte, das war doch eigentlich nichts anderes, als die Grundlehre des Christentums. Und das war doch eine Lehre, die einzige, die erdacht worden ist und die einzig denkbare für die Unglücklichen — für die Unglücklichen und Armen, die nun einmal das Großteil der Menschheit bilden; aber warum nicht auch für die Reichen, die ihres bißchen Glückes nicht sicher sind, keinen

Tag und keine Stunde lang sicher sind? Warum nicht für ihn selbst? Wenn alle diese Erde verlassen müssen, warum nicht allen diese Hoffnung auf ein Jenseits? . . . Der Baron hatte sich an der Seite seiner zweiten Frau dem Christentum mehr und mehr entwöhnt und entfremdet; aber die Erinnerung an das Sterbelager seiner ersten, geliebten Gemahlin erwachte in ihm: mit welchem Troste sie die Anwesenheit des Priesters erfüllte, mit welcher seligen Ruhe sie hinüberging . . . Und dann aber, welch ein abgrundtiefer, welch ein entsetzlicher Unterschied zwischen dem Menschen, in dem noch ein Fünkchen Leben war, und dem entseelten Leichnam! — Muß denn, was diesen Unterschied ausmacht: das, was wir Seele nennen, muß das nicht das wirklichste Ding der Welt sein, dessen Zeugnung unseren Sinnen ebenso wie unserem Verstande und Gefühl widerstrebt? . . . Und während der Leib in seinen Atomen fortlebt, muß es nicht auch ein Fortleben, ja vor allem ein Fortleben der Seele geben? . . . Es muß, es muß!

Immer wieder tauchten solche Gedanken in ihm auf. Auch an den folgenden Tagen, die mit dem Besuch Klotildens Zerstreuung und Abwechslung brachten. Immer wieder empfand er die Reden seines kranken Kindes wie einen Vorwurf, wie eine

Mahnung. Aber zu einem Entschlusse konnte der Baron nicht kommen. Um zu glauben, bedarf es eines tapferen Herzens und er fand nicht einmal den Mut, für die arme Margit einzutreten, obwohl er ihre Entlassung für ungerechtfertigt und geradezu als ein Unglück für sein Kind erachtete. Als bei einem Spaziergang die Baronin das Gespräch auf Margit brachte, bemerkte Fräulein Klotilde: „Ich begreife dich. Diese Jenseitsmenschen sind immer die unausstehlichsten von allen;“ und der Baron fand kein Wort der Erwiderung.

Dem Verwalter aber hatte er von der Unterredung mit dem Kinde gesprochen und mit väterlichem Stolze die Schärfe seines Verstandes, das Zwingende seiner Beweisführung gerühmt. „Geben Sie acht, der Kleine hat das Zeug zu einem Philosophen. Wer weiß, was in ihm steckt! Und an Margit hat er einen Lehrmeister gefunden, vielleicht den passendsten.“

* * *

Jetzt, wo Klotilde dem Verwalter nahe trat, mußte auch dieser sich öfter an Margit erinnern und sie in Vergleich bringen mit dem schönen Stadtfräulein, die ihn auf alle Weise an-sich zu fesseln suchte und fesseln konnte einzig nur durch ihre

körperlichen Reize. Denn wie schal und leer war im Grunde genommen ihre Unterhaltung, wenngleich sie von Wiß und Bildung zeugte, wie gehaltlos ihr ganzes Innere! Und ihre Lebensanschauung, wie nichtig und frivol dabei!

Damals, als sie mit solcher Verachtung von den „Jenseitsmenschen“ sprach, wandte sie sich an ihn mit der Frage: „Was meinen Sie, wenn wir für ein Jenseits geschaffen wären, warum hat uns die liebe Natur nicht gleich mit Flügeln bedacht? Wir besitzen leider nur zwei solide Beine.“

Jetzt pläzte aber der Verwalter los: „O, warum nicht deren vier!“ Und das sagte er in einem so unwirschigen Tone, daß die Dame völlig erschraf und mit einem Male äußerst zurückhaltend wurde.

Nach acht Tagen, als Klotilde das Schloß schon lang verlassen hatte, meldete der Verwalter die Ankunft eines Mädchens, das die Dienstvermittlerin empfohlen habe. Der Baronin entsprach sie; der Herr des Hauses meinte: „Gefallen muß sie dir. Aber wie hast du's nun mit Margit?“

„Ach ja, die weiß noch nichts. Bitte, Herr Verwalter, ersparen Sie mir die Aufregung, teilen Sie ihr die Entlassung mit! Natürlich geben wir Entschädigung für die vierzehn Tage. Auch ein Zeug-

nis können Sie ihr ausstellen. Schreiben Sie nur alles Gute, sie kann empfohlen werden! Ihre Schuldigkeit tut sie.“

Der Verwalter sah die Sprecherin eine Weile an; er schien nach Worten zu suchen. Plötzlich wandte er sich von ihr ab an den Baron: „Sie bedauern, glaube ich, um Ihres Sohnes willen den Weggang Margits. Es läßt sich aber vielleicht machen, Margit in der Nähe zu behalten. Ich habe mir nämlich die Sache gerade in den letzten Tagen überlegt und mich entschlossen, — Margit um ihre Hand zu bitten. Sie hat eingewilligt.“



Diese Erzählung nennt sich eine Parabel, ein Gleichnis. Verstehst mich recht! So wie hier die arme Margit behandelt wurde, geschieht es gemeinhin dem Christentum: so zaghaft feige einerseits, so ungerecht und gehässig andererseits, begegnet ihm die Welt. Aber die Armen, die Leidenden, die näher an „Margit“ herangetreten sind, die wissen es wohl, was sie an ihr besitzen; und der Mann von gesundem Sinn und redlichem Willen, der sie vor andern erkoren hat, glaubt ihr nicht, daß er an ihr finden wird, reichlich finden wird, was er sich von ihr versprochen hat?

Jetzt denk' einmal!

In einer niederösterreichischen Fabrikstadt las ich auf einem Wirtshauschild ein Sprüchlein, das an die Adresse der Sozialdemokraten gerichtet war, die dort immer zu Gast waren:

„Iß und trink', laß dir wohl sein auf Erden,
Denk' ja nicht, daß es wird besser werden!“

Arme Leute, muß' ich mir denken, solch eine Lebensregel für euch! Das soll die Religion sein für Notleidende, für „Enterbte“? Die ist doch wahrlich einzig und allein für jene „oberen Zehntausend“! . . .

Ob aber sie, die Reichen, die Genießenden, damit glücklich werden — fragt sie selber danach! Der unermeslich reiche Baron Albert Rotschild, den jemand, nicht lange vor seinem Tode, zu seinem guten Aussehen beglückwünschte, erwiderte: „Es mag sein, daß ich leidlich gut aussehe, ich fühle mich jetzt auch körperlich ganz wohl; aber die seelischen Leiden! Ich bin innerlich gebrochen . . .“

Ich habe meine Frau hinsiechen sehen müssen und war mit allen Ärzten der Welt machtlos, mir dieses teure Leben zu erhalten. Vor zwei Jahren habe ich einen Sohn verloren und ein anderes meiner Kinder lebt schwer krank, weltabgeschieden, ferne von meinem Hause . . . Es ist ein großer, wirksamer Trost für Hunderttausende von Enterbten, daß selbst eine Person, der meine Machtfülle zu Gebote steht, kummervolle Stunden, schwere Schicksalsenttäuschungen erleben muß. Wenn es nur auch für mich einen wirklichen Trost gäbe!" . . . (Neue Freie Presse am 14. Jänner 1911.)

II. Von unserer Heimat.

Heimat und Heimatliebe.

„Jener Patriotismus, welcher die näheren Verhältnisse überspringen will, ist nicht die wahre Vaterlandsliebe; er ist ein Irrthum des Verstandes, das Herz läßt er kalt.“

Graf Leopold Stolberg.

Habt ihr nie sagen hören, daß die Forelle je nach der Beschaffenheit des Wassers, in dem sie sich bewegt, eine verschiedene Färbung zeigt? Ganz ähnlich wird das natürliche Wesen eines Menschen durch seine Heimat beeinflusst: Muttersprache, Elternhaus, die ganze Umgebung, in der wir unsere erste Jugend verbringen, wirkt auf Geist und Gemüt, ja selbst auf unser Äußeres bestimmend ein.

Die meisten Menschen sind aber auch hinsichtlich ihrer Berufstätigkeit von ihrer Heimat abhängig. So wie es in den Städten die vielen Beamten gibt, Handel und Industrie, und wie am Meere Fischfang und Schiffferei getrieben wird, so sehen sich die Bewohner eines Berglandes auf Wiesenbau und Alpenwirtschaft, auf die Viehzucht angewiesen: die Natur des Landes, die Berge, haben es mit sich ge-

bracht, daß der Bauernstand den eigentlichen Kern der alpenländischen Bevölkerung bildet.

Und dann: war es die Heimat nicht, in der wir zuerst gelernt haben, einer höheren Bestimmung nachzuleben? Millionen Menschen, die Mehrzahl aller Erdenbewohner, schmachten heute noch in der Finsternis und Roheit des Heidentums*). Dagegen sind in unser Land schon frühe Boten des Evangeliums und edler Gesittung eingedrungen, Priester, von ihrem Geiste beseelt, mit ihrer Vollmacht ausgerüstet, haben das Werk gesichert und dann war es die Mutter, die zuerst uns eingeführt hat in die unererschöpfte Schönheit und den nie versiegenden Trost des Christentums.

Wenn wir nur diese drei Umstände recht beherzigen: unsere Abhängigkeit von der Heimat in bezug auf unser natürliches Wesen; sodann den Einfluß, den der Ort unserer Geburt zumeist auf unsere Berufstätigkeit und endlich auch auf unsere Religion gewonnen hat: was brauche ich dann noch mehr zu sagen, um die große Bedeutung der Heimat zu beweisen? Und so wichtig

*) Man zählt gegenwärtig auf der ganzen Welt ungefähr: 293 Millionen römisch-katholische Christen neben 325 Millionen anderen Christen (in hunderterlei Sekten); außerdem 13 Millionen Juden, dann 207 Millionen Muhammedaner und 716 Millionen Heiden!

eine Sache für uns ist, so großen Einfluß sie auf unser zeitliches und ewiges Wohl besitzt, ebenso wert muß sie uns sein: was Wunder also, daß wir unsere Heimat lieben?

Wahrlich, nur wer das Unglück hatte, ganz frühe in die Welt verstoßen zu werden, oder wer nie ein gutes Elternhaus besaß und daheim vielleicht nichts anderes sah als rauchende Schöte und Not und Verderbtheit der Menschen, nur der hat die Liebe zur Heimat nie gekannt; nur wer als Tagdieb dahinlebt und sich selber vergessen und verloren hat, nur der hat es vergessen können, was es um die Heimat ist. Dagegen wird man es am Einzelnen wie an ganzen Völkern gewahr, daß die Heimatliebe dort um so stärker und inniger ist, wo die Natur um so gewaltiger, wo Kultur und Geschichte um so bedeutender, wo Tätigkeit und Fleiß um so nachhaltiger, endlich, wo um so tiefer ist das religiöse Gefühl der Menschen. Ja, laßt sie uns pflegen diese Liebe zur Heimat, laßt sie uns hegen und pflegen: sie ehrt uns selber und ist und bleibt uns ein starker Halt in unserem ganzen Leben.

Ich sage das aus überzeugtem Herzen, sage es, weil mich bedünkt, daß die Liebe zur Heimat gerade heutzutage einem jeden recht zum Bewußtsein kommen

solte, wo dieselbe durch die herrschende Zeitströmung gefährdet erscheint, während sie anderseits heute wie zu allen Zeiten von großer, praktischer Bedeutung ist.

Der heutige Weltverkehr, die internationale Presse, die immer zunehmende Genußsucht und Verflachung der Geister, diese und andere Umstände haben es mit sich gebracht, daß namentlich in großen Städten und auf dem Lande die frühere Eigenart mehr und mehr verschwindet. Schon ist die Tracht fast überall dieselbe, Bauart und Lebensart, Handel und Wandel, die ganze Denk- und Ausdrucksweise ist dieselbe fast überall; es mag sich einer nun in Paris beinahe ebenso heimisch fühlen wie in Berlin, in Wien und London. Immer mehr verblaffen die Eigentümlichkeiten der Orte, ja ganzer Gegenden und Nationen, und schier Mode ist es geworden, sich der Eigenart seiner Heimat, seines Stammes, seiner Sprache zu schämen und sich ihrer so viel wie möglich zu entäußern.

Diese Mode hat sogar in abgelegenen Tälern Eingang gefunden; auch bei uns zulande verschwindet mehr und mehr die alte Tracht und die durch Jahrhunderte gepflogene Sitte.

Ich bedaure dies; nicht etwa, weil ich eingewurzelten Unarten und Geschmacklosigkeiten das

Wort reden möchte. Nein, nein, das Gute soll man nehmen, wenn schon es neu und fremd ist, das Üble schaffet ab, obwohl es alt und erbgesessen! Es gibt dann aber Dinge genug, die weder gut noch übel sind, zu denen sich jeder stellen mag nach seiner Weise: in solchen Dingen, meine ich, soll man es halten wie bisher. Denn nicht zu reden davon, daß die althergebrachte Art an Ort und Stelle in der Regel auch weitaus die beste ist, so gehört es doch zum Wesen rechter Heimatliebe, an solchen Eigentümlichkeiten festzuhalten: wer seine Heimat liebt, der liebt sie in alleweg, auch in ihren Sitten und Gebräuchen. So mir nichts dir nichts, bloß weil ein Reisender darüber seine Nase rümpft, oder weil es im aufgeklärten Krähwinkel anders ist, seine Kleidung zu wechseln, deren sich unsere Eltern und Voreltern nicht geschämt haben, Brauch und Sitte, die das Alter geheiligt, außer acht zu lassen, das ist eine Trosferei und verrät ebenso geringe Liebe zur Heimat, als Schwäche und Unzuverlässigkeit des Charakters: „A-la-mode-Kleider, a-la-mode-Sinnen — wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.“ Laß den Berliner leben wie's ihm beliebt, jeden laß leben auf seine Weise; du aber bleib bei der deinigen: denn du hast das Recht zu sein so wie du bist trotz jedem andern!

An Allerweltsmenschen hat im Grunde auch niemand seine Freude und mit Allerweltsmenschen ist niemandem recht gedient, dem Staat am wenigstens, dem sie angehören. Denn wisse, auch keine wahre Liebe zu Kaiser und Reich mag da bestehen, wo keine rechte Liebe zur Heimat lebt — und darauf eben beruht die praktische Bedeutung unserer Heimatliebe.

Sieh her, man hat in neuerer Zeit viel Wege eingeschlagen, um den schwankenden Patriotismus in den Völkern zu kräftigen, die Liebe zum Kaiser, die Opferwilligkeit und Hingebung für das Gesamtreich zu beleben. Ich meinesteils bin der Ansicht, daß da vor allem die Heimatliebe genährt werden sollte; denn diese ist die Wurzel jedes wahren, opferfähigen Patriotismus.

Sagt was ihr wollt, der Mensch bleibt Mensch: große Worte, bloße Worte tun's ihm auf die Länge nicht an. Erst muß ich meine Heimat lieben, die Scholle, die mich geboren, das enge Thal, in dem ich meine Jugend verlebt; erst muß ich meine Stammgenossen lieben, deren Religion und Sprache, deren Gefühls- und Denkweise die meinige ist, das Volk, aus dessen Geschichte meine eigenen Verhältnisse erwachsen sind; und unseren Kaiser — zuerst als den Vater unseres Landes, dem es zugetan ist mit dank-

barer Liebe als dem angestammten Herrscher und Schirmer des Rechts; denn mit der Geschichte seines Thrones sind die Geschichte meines Landes, sein Ruf und Ruhm verflochten. Und um des Landesfürsten willen, um willen des Bandes, das uns durch ihn verbindet, sind meine Brüder alle, die zum Reiche zählen, für dessen Macht und Ehre einzustehen, wenn's sein muß mit dem Blute einzustehen, meine Pflicht und Pflicht unser aller ist.

Und das also will ich denen gesagt haben, die da Macht besitzen: wenn man den Patriotismus heben will, so pflege man vor allem, was unsere Heimatliebe bedingt: ehre man unsern Glauben, schätze und schütze man unsere Rechte, unsere Sprache und Sitte und — auch das ist von Bedeutung: erschwere uns nicht allzu sehr den harten Kampf ums Dasein! Dann, wenn wir erst auf diesem Wege Männer vom rechten Schlage und zufriedene Landsleute sind, gute Egerländer, rechte Mürztaler, echte Wipptaler, dann werden wir auch gute Böhmen, brave Steyrer, ganze Tyroler sein, und wenn jemals unser Land für den Gesamtstaat eingestanden, dann wird es dafür einstehe, kämpfen und bluten auch in künftiger Zeit!

Tyrol.*)

Wenn man Tyrol vom Nordwesten betritt, scheint das Land gegenüber dem glücklicheren Vorarlberg unwirklich, rauh; diese Gegend um St. Anton gehört ja zu den von Natur aus allerärmsten. Auch wer vom Nordosten, von Kuffstein oder Wörgl nach Tyrol kommt, empfängt nicht sofort den vollen Eindruck der Eigentümlichkeit des Landes; das Unterinntal in seiner anmutvollen Schönheit, bei dem behäbigen Wohlstande, der weicheren Gemüths- und Mundart seiner Bewohner zeigt, abgesehen vom Hochgebirge, eher den allgemein süddeutschen Charakter. Erst um Innsbruck tritt die Eigenart des Landes Tyrol und seiner Bewohner völlig zutage, wo die klare Sill aus dem Wipptale rauscht und die Martinswand das obere von dem unteren Inntale scheidet.

*) Ich schreibe immer Tyrol, wie es in allen Urkunden, wo der Name zuerst vorkommt, regelmäßig geschrieben erscheint; so um 1140—1147, dann 1142, 1151 u. s. f. und so fast ausnahmslos bis ins XVI. Jahrhundert hinein. Von da ab wechselt die Schreibweise; Goethe schrieb noch Tyrol. Auch das Ausland, Franzosen und Engländer, schreiben Tyrol.

Und schon von hier aus, vom Berg Isel oder Schloß Amras, kann man die Verschiedenheit des oberen und unteren Flußgebietes wahrnehmen. So schlicht und groß, so trotzig selbstbewußt wie diese sagenberühmte Martinswand wird mehr und mehr, je weiter man dem Lauf des Flusses aufwärts folgt, das ganze Tal. Und die Natur, die hier nur an wenigen Stellen, wie etwa am Eingang ins Öhtal oder bei Imst, freundlicher und ergiebig ist, nötigt den Oberinntaler zur Ausdauer, Entschlossenheit und Findigkeit. Ihm vor allen wird Verläßlichkeit des Charakters und Unbestechlichkeit des Urteils nachgerühmt. Die hier mehr als anderswo eingegriffene Güterzerstückelung hat Verarmung und wachsende Übervölkerung im Gefolge, weshalb der Oberinntaler während des Sommers häufig auswärts geht, als Maurer, Stukkateur und Händler, Kinder als Hirten. Dennoch aber findet man, abgesehen von den immer seltener werdenden „Dörchern“, die in der besseren Jahreszeit ein zigeunerartiges Wanderleben führen, kein Proletariat. Die Seßhaften leben sparsam, wenig genügt ihnen; wohnlich sind die Häuser, sauber die Kleidung und der Sinn des Ärmsten ungebeugt. Ja, so selbstbewußt, mitunter sogar schroff tritt der Bauer nirgend anderswo dem „Herrn“ gegenüber als eben hier.

Der Oberinntaler dürfte meines Erachtens als das Prototyp des Tyroler Volkes anzusprechen sein*).

Die Erklärung dafür liegt nahe; von Landed, dem Mittelpunkte, oder richtiger: dem Angelpunkte des Tales, ist, bildlich gesprochen, der Freibrief des Tyroler Bauern datiert. Man kennt die Sage von dem fürstlichen Minnesänger, die, wie der Edelstein das Licht, historische Wirklichkeit zurückstrahlt: Der edle Herzog Friedrich, um seines Wortes willen, das er einem Papste verpfändet, in Bann und Acht getan, hält sich auf dem Rosener Gehöfte versteckt. Sein eigener Bruder Herzog Ernst, dem sich der unzufriedene Adel anschloß, nimmt Besitz von seinem Besitze; nur die Liebe des Landvolks bleibt ihm noch. Und auf diese baut der Geächtete. Zu Landed, gelegentlich eines Jahrmarktes, tritt er als „Fahrender“ verkleidet auf, schildert die Not eines guten Fürsten, seine eigene Not, rührt und entflammt das Volk und gibt sich ihm zu erkennen. Und im Triumph führt ihn die Schar der Oberländer Bauern in die Landeshauptstadt zurück. (1416.)

Das Privilegium der Steuerfreiheit, welches Friedrich, zubenannt „mit der leeren Tasche“, dem

*) Man denke nur an Männer wie Vincenz Gasser aus Inzing, Alois Fischer aus Landed, Josef Greuter aus Tarrenz!

Rosener Hofe auf ewige Zeiten verlieh, ist freilich erloschen; das Geschenk aber, womit der Landesfürst dem ganzen Bauernstande lohnte, indem er ihm, wohl zuerst in Europa, förmliche Landstandschaft verlieh und so zur Wiedergewinnung seiner altgermanischen Freiheit verhalf, dieses Geschenk hat bis zum heutigen Tage nichts eingebüßt an seinem Werte. Denn wenn der Grieche sagt:

„Zeus' allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend Einem Mann, sobald er die heilige Freiheit verlieret“,

so hat die Freiheit des Tyroler Bauernstandes seine Tüchtigkeit vollendet; sie ist die Bedingung seiner Wehr- und Waffenfähigkeit, sie die Grundlage seiner vornehmen Denkart, seiner männlich entschiedenen Haltung, seiner herzlichen Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland. Zweimal, in den Jahren 1703 und 1809, war dieselbe Gegend bei Landerl (Pont-laz) der Schauplatz blutiger Kämpfe und Siege und hier eben war es, wo dem französischen Oberst auf seine Frage nach dem Anführer der kriegführenden Bauern dieselbe Antwort erteilt wurde, die einst Hastings von den Normännern Rolfs erhielt: „Anführer? Wir haben keinen!“ Nicht das Drängen der Menge, sondern die Gesinnung Aller, das freie, bestimmte Wollen jedes einzelnen hat den Tyrolern hier wie anderorts ihre Siege verschafft. Ist nicht

Speckbacher sogar, der bei weitem eigenartigste und doch wieder volkstümlichste der tyrolischen Helden, wie ein anderer Odysseus die Verkörperung nationaler Lieblingsgedanken? Und vollends was Andreas Hofer getan, das hat in ihm das Volk von Tyrol getan — getan, geopfert und gelitten.

Unverkennbar groß ist die Einwirkung der Heimat auf den Menschen. Ich kann mir die Gestalt des Mannes von Rinn auf keinem anderen, sicherlich keinem passenderen Hintergrunde denken als demjenigen der schroffen, bis zum Übermaße kühnen Kalkfelsen am Gnadenwalde; jene des Sandwirts nicht ohne das kräftige, anspruchlose Passeiertal, das, jedes besonderen Zuges entbehrend, doch alle Merkmale der deutschen Landesgegenden in sich vereinigt. Und so wie der einzelne ein Kind seiner Heimat, so ist das Volk die Seele seines Landes. Von der Beschaffenheit dieser hochragenden Gebirgswelt hat die Seele des Tyroler Volkes ihre Richtung empfangen: jenen gottzugewandten Sinn, jenes Heimweh nach oben und daneben die trohige Ausdauer in der Arbeit und im Kampf mit den widerstrebenden Naturgewalten.

Vergleiche man Tyrol mit seinem westlichen Nachbarlande. Unstreitig verdient die Schweiz hinsichtlich der größeren Mannigfaltigkeit und Pracht der

Naturschönheiten den Vorzug vor Tyrol; was ihr aber vielfach mangelt, ist die Vermittelung der Gegensätze, die Einheitlichkeit, Geschlossenheit des Charakters, die uns in Tyrol überall so wohlthuend entgegentritt. Gleichermassen hat sich das Schicksal der Republik bei weitem mannigfaltiger gestaltet als die in seltener Stetigkeit erwachsene Geschichte Tyrols. Die ursprünglich so verschiedenen Bewohner dieses Landes haben sich in ihr Territorium einleben und, vor längeren störenden Eingriffen bewahrt, in demselben zur festgeschlossenen Nationalität ausleben können, dank vor allem dem mehr als halbtausendjährigen Walten seiner Herrscher, die, festhaltend an den Überlieferungen ihres Geschlechtes jene gewaltsamen religiösen und politischen Neuerungen klug und kräftig fernhielten, die anderswo zur Spaltung der Nationen unter sich und zum Bruche mit der Väterart führten. Und da diese Fürsten ebenso für die Erstarkung des religiösen Lebens stetig Sorge trugen — ich denke an einen Erzherzog Ferdinand und seine heilige Schwester Magdalena, an Erzherzog Leopold V. und Kaiser Leopold I., an Maria Theresia und ihren Enkel — so ist es gekommen, daß mehr als anderswo die Anhänglichkeit des Tyroler Volkes an seine Fürsten eine gewisse religiöse Weihe empfing, wie es sich

schon in dem alttyrolischen Kampfruf zeigt: „Für Gott, Kaiser und Vaterland.“

Aber auch in anderer Hinsicht ist der Dank des Volkes für das, was seine Fürsten an ihm getan, nicht ausgeblieben: Tyrol hat seine Aufgabe gegenüber dem Gesamtreiche erfüllt und treu verwirklicht. Es ist zunächst bemerkenswert, daß das Land von eben jenem habsburgischen Fürsten erworben wurde, welcher den Grundstein legte zur Großmachtstellung des österreichischen Ländergebietes, von Herzog Rudolf IV., dem Stifter (1363). Und ein Blick auf die Karte läßt uns die Bedeutung des Alpenlandes für den Kaiserstaat erkennen und seine weltgeschichtliche Mission, die ihm eigentlich erst jetzt als Ausfluß des providentiellen Berufes Österreichs zugefallen ist: Tyrol ist das gewaltige Bollwerk im Westen, gleichsam die Faust der Monarchie, ausgestreckt schirmend und wehrend gegen drei entfremdete Nationen. Von allen Seiten verschlossen, öffnet sich das Land nur im Nordosten, wo der schiffbare Inn durch das breite, strategisch unhaltbare Tal wie eine Vene zum Herzen läuft und Volk und Gegend die meiste Verwandtschaft mit den östlichen Nachbarländern und seine natürliche Zugehörigkeit zu Österreich verrät.

Doch nicht zu wehren allein, auch zu ver-

mitteln war und ist die Aufgabe des Landes. Man darf der Arlbergbahn, welche den fernen Osten der Monarchie mit dem westlichen Europa verbindet, eine kaum geringere Bedeutung beimessen als der ältesten deutschen Straße nach Italien, die über den Brenner führt; durch sie beide ist Innsbruck einer der wichtigsten Verkehrspunkte des Kontinents geworden. Schon der Ruhm der alten Handelsstadt Bozen spricht dafür, daß hier der natürliche Platz für den Austausch südlicher und nördlicher Produkte, deutscher und welscher Erzeugnisse war. Nicht minder trafen und vereinigten sich in dieser Gegend die geistigen Errungenschaften beider Nationen: schwer dürfte die Frage zu entscheiden sein, ob deutsche oder welsche Kunst auf die Entwicklung der einst so blühenden südtyrolischen den größeren Einfluß genommen habe. — Auf eine andere Aufgabe vermittelnder Art, eine religiöse Mission, die dem Tyroler Volke heute zugefallen ist, habe ich in meinem Roman „Die Fremden“ erklärend hingewiesen. — Vor allem aber beachte man die ethnographische Stellung Tyrols. Wenige Stunden unterhalb Bozens hört man fast nur mehr das „schöne Si“ erklingen; und doch sind diese Stodwelschen im Grunde germanischen, genauer: langobardischen Ursprungs — ein welsches

Reis auf deutschem Stamm gepfropft. Hinwieder zeigen in deutschen Gegenden, wie namentlich im oberen Dintschgau, Namen und Anlage der Ortschaften, ja auch Züge des Volkscharakters die Nachwirkung der römischen Besiedelung. Reste der damaligen Bevölkerung haben sich in Ladinien erhalten, wogegen slawische Elemente im Pustertale aufgezogen und mit deutschem Wesen so durchsättigt wurden, wie dies im nahen Kärnten bei weitem nicht so der Fall ist. Im Pustertal, wie wohl fast im ganzen Deutschthrol, namentlich im Stubai, im Wipp- und Eisacktale, haben die eingewanderten Germanen, zumeist Bajuwaren, ihre volle Selbständigkeit behauptet, ja sie gestatten sogar in ihrem heutigen Wesen noch zahlreiche Rückschlüsse auf den Zustand des Urgermanentums.

Die Natur des Landes ist auch in dieser Hinsicht gleichsam das Vorbild seiner Geschichte. Boden und Klima sind ja zumeist ausgesprochen nördlichen oder südlichen Charakters, viele Täler aber zeigen diesen mit jenem vermischt, so das ganze untere Dintschgau und die Gegenden um Bozen und Meran. Man blicke nur vom Schloß Throl auf das breite, herrliche Etschtal!

Nicht belanglos ist es, daß das Land gerade von diesem Schlosse seinen Namen erhielt und an

seinen Besitz die Herrschaft im Lande geknüpft blieb. Wie verschieden müßten die Geschicke Tyrols sich entwickelt haben, wenn in der langen blutigen Fehde zwischen den Grafen von Tyrol und denen von Eppan (de Piano) jene statt diesen die Unterliegenden waren. Der Ausgang des Kampfes begründete die Vorherrschaft der Deutschen in Tyrol. Es handelte sich um eine Machtfrage; denn die Bodenverhältnisse des unteren Eisacktales sind entschieden südliche und begünstigen ein Vorherrschen italienischer Kultur.

Schon das ehemals Eppan'sche Schloß Siegmundstorn (Formigar), „wie eine Krone auf dem Scheitel eines stolzen Felsenhügels“, zeigt nicht-deutsche Züge und weiter stromabwärts erhalten die Berge mehr und mehr jenes massige und breite, man möchte sagen: „romanische“ Aussehen, das uns völlig ausgeprägt in der Gegend von Trient und der Veroneser Klause entgegentritt. Eigentümlich berührt dieser Gegensatz von Deutsch und Welsch an Punkten, wo sie fast unvermittelt nebeneinander stehen, wie etwa auf dem Ritten. Man möchte da auf das Eisacktal jene Bezeichnung der „schönen Bäuerin“ (*la bella villanella*) anwenden, die Michelangelo der Klosterkirche San Salvatore del Monte gab; wie in Samt und Seide prunkt dagegen

die Edeldame des Südens und wie selbstverständlich erscheint die zahllose Menge von Schlössern und Edelsitzen, die namentlich auf dem Eppaner Mittelgebirge ausgestreut liegen.

Bei ihrem Anblicke denken wir zurück an jene fernen Zeiten, wo sie von Sang und Jubel widerhallten und die deutsche Sage hier ihre Lieblinge haufen ließ, König Laurin, den Riesen Eck und Dietrich von Bern; wo deutscher Heldenfang hier so gemein war, daß noch Kaiser Max einen Schreiber in Bozen mit der Aufzeichnung dieser Lieder (der Kudrun darunter) betrauen konnte und der kunstfinnige Ritter Dintler seine Burg Runkelstein mit den Fresken zum Tristan des Eilhard von Oberge schmückte.

Jetzt ist der Sang verklungen. Das bröckelnde Gemäuer von Runkelstein hat noch kaiserliche Munizipenz vor gänzlichem Verfall gerettet; die meisten anderen Burgen sind, wenn nicht etwa neuestens in die Hand von Fremden, längst auf Bauernfamilien übergegangen. Anders ist die Zeit, andere sind die Träger der Mission. Ohne Ungerechtigkeit gegen die übrigen Stände und gegen den welschen Teil der Bevölkerung muß es gesagt werden, daß jene erste Aufgabe des Landes, von der ich sprach, vornehmlich durch die bäuerliche Bevölkerung Deutsch-

tyrols erfüllt wurde: „Der Bauer in Tyrol ist das Volk von Tyrol.“ Denn auch die Gesinnung des Landes und die schönsten Tugenden des Volkes haben im tyrolischen Bauernstande ihre beste Vertretung gefunden. Man erinnere sich jener blutigen Kämpfe in den Jahren 1797, 1805, 1809! Damals, als ganz Europa von dem gleißenden Schimmer der französischen Ideen berührt, „hierhin schwankte und dorthin“, als man die „munteren Bäume der Freiheit pflanzte“, um bald sich knechtisch zu beugen unter ein eisernes Joch: damals war der zielbewußte Konservatismus des deutschen Tyroler Bauern an seinem richtigsten Platze: ihn beselte der Gedanke, fester als je sich anzuschließen an den alten Gott und den gottgewollten Herrscher und Gut und Leben zu opfern nicht bloß zur Selbsterhaltung, nein zur Erhaltung der bestehenden Rechtsordnung. Und damals eben ist das kleine Tyrol seiner Aufgabe gerecht geworden in einer für die Geschicke unseres Weltteils ausschlaggebenden Weise, sowohl durch die ungeahnten Erfolge seiner Waffen, als insbesondere durch das zündende Beispiel seiner hohen Gesinnung und unverbrüchlichen Treue.

Tyroler Fahnenlied.

Was steckst du für ein Fähnlein aus?
Doch wohl nicht ein's allein?
Dein schönes Heim, dein stolzes Haus
Soll reich gezieret sein!

„Mein gutes Heim, mein Vaterhaus,
Das trägt der Fahnen vier:
Die erste leuchtet weiß und gold,
Katholisch bleiben wir!

Und schwarz=rot=gold die zweite sei,
Stimmt zu Tyroler Art:
Wer hat wie wir die deutsche Treu'
Und deutschen Brauch bewahrt?

Die deutsche Treu' gen Fürst und Reich
In Nöten und Gefahr —
Hißt mir die Farben schwarz und gold,
Hoch Östreich immerdar!

Das vierte Fähnlein weiß und rot
(Es tät's für sich allein!),
Das kühne vom Tyroler Aar
Will mir das liebste sein!

Das Fähnlein ist und sagt genug:
Ein Volk von deutscher Art,
Steht ohne Hehl und ohne Trug
Zu seinem Schild geschart —

In Treuen fest und unverwandt
Für Gott und Fürst und Vaterland!"

Ein Hort der Freiheit.

Zwei Dinge hat der Tyroler überkommen als bestes Erbe von seinen Vätern: Freiheit und Religion.

Eng verwachsen, unzertrennlich sind die beiden. Als der vom Tode Auferstandene die Fesselhülle seines Grabes sprengte, sprangen die Fesseln der Sklaverei, und wo das Christentum sich hin verbreitete, drang Freiheit nach; in dem Maße aber, als man vom Christentum sich entfernte, hat stets die Knechtschaft überhand genommen.

Es war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als in Frankreich jene gewaltige Bewegung entstand, die man die große französische Revolution nennt. Das Ziel derselben war die vollkommene Befreiung der Menschheit von allen Fesseln, die sie bisher trug; „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ hieß die Losung. Viele, auch Gutgesinnte, jubelten ihr zu und versprachen sich von ihr allseitige Besserung der morschen Verhältnisse.

Unter den Fesseln aber, in denen die Menschheit lag, verstanden jene Männer der Revolution zuvörderst und vor allen Dingen das Christentum. Deshalb wurden Priester getötet, Altäre entweiht,

jede Äußerung des Glaubens verpönt. Die höchste gesetzgebende Gewalt in Frankreich, der Nationalkonvent, beschloß, daß künftighin kein Gott mehr zu verehren sei, weil keiner sei; an Stelle Gottes bestieg eine Dirne den Altar und ließ sich huldigen als „Göttin der Vernunft“.

Das war die erste Tat, gleichsam das Fundament, auf welchem man den stolzen Bau der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit errichten wollte.

Bald darauf ward der König und die Königin hingerichtet; der Adel, der sein Leben noch retten wollte, flüchtete; der Reiche verbarg sein Geld, der Tugendhafte seine Tugend — sieh, da war Gleichheit hergestellt in Frankreich!

Und es begann die Brüderlichkeit. Hunderttausende von Menschen wurden hingeschlachtet, die Straßen von Paris trockneten nicht von ihrem Blute. Jener verlor sein Leben, weil man seiner Gesinnung mißtraute, dieser, weil ein Nachbar alten Groll gegen ihn hegte; andere starben, weil wer nur die meisten ins Verderben stürzte, sich selbst dadurch emporzuschwingen hoffte. Das war Brüderlichkeit in Frankreich, und die ging am Ende so weit, daß die armen Franzosen ganz vergaßen, auch noch für ihre Freiheit zu sorgen.

Ein junger Soldat, Napoleon Bonaparte, hatte sich im Kriege hervorgetan, sich zum General emporgeschwungen; er warf sich auf zum Präsidenten, dann zum Kaiser der Franzosen, und sie, die jede Unterordnung unter das Gesetz Gottes und des gesalbten Königes verschmäht, gehorchten willig jetzt dem Winke des Emporkömmlings, des „Riesigen, der Frankreichs Freiheitsbäume zum Throne sich gezimmert“ (Lenau), trugen ein Joch, so schwer und drückend wie damals kein anderes Volk der Erde.

Als nun den Franzosen die „Befreiung der Menschheit“ in dieser Weise geglückt war, bekam es bald ganz Europa zu fühlen.

Frankreich führte Krieg mit seinen Nachbarn und warf sie nieder. Italien wurde seine eroberte Provinz, Spanien, Portugal wurden erdrückt, das Deutsche Reich zerfiel; die kleinen Fürsten in Deutschland wurden Vasallen Napoleons, Preußen geschlagen, Oesterreich lahmgelegt, über England die Kontinentalsperre verhängt, Holland, Dänemark, Schweden in Abhängigkeit gebracht — unumschränkt mit allgewaltiger Macht herrschte Napoleon und und nie, seit Attilas Zeiten, hat Europa eine schmachlichere Tyrannei getragen.

Zehn Jahre dauerte Napoleons-drückende Macht. Man entschlug sich den Gedanken der Wiederbefrei-

ung; allmählich, namentlich in deutschen Landen, ward die Sklaverei zur Modesache, ein Wettstreit entstand in der Wohldienerei gegen den Tyrannen.

Nur zwei allein von allen Völkern des Festlands fügten sich nicht ins harte Joch, setzten ihr Blut für ihre Freiheit ein, erhoben sich, niedergetreten, immer aufs neue wieder und führten endlich, theils durch tatsächliche Erfolge, die sie im Kriege gegen Napoleon errangen, theils, und mehr noch, durch das zündende Beispiel ihres Freiheitsfinnes und Opfermutes zur endlichen Wiederbefreiung Europas. Die beiden Völker sind: Das katholische Spanien und Tyrol.

Als im Jahre 1796 Napoleon Bonaparte die österreichischen Armeen in Italien niedergeworfen hatte und im Begriffe stand, in Tyrol einzudringen, erließ er von Tortona aus ein Manifest an die Tyroler, in welchem er sie aufforderte, die französische Armee gastfreundlich aufzunehmen und zugleich die Drohung beifügte, er werde, wo sich Gegenwehr zeigen sollte, alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Die Drohung war um so ernster zu nehmen, als die geschlagenen österreichischen Truppen gänzlich unvermögend waren, dem Feinde das Eindringen in Tyrol zu wehren, und dieses selbst, durch die lange, seit 1703 andauernde Friedensruhe sorglos

gemacht, völlig wehrlos war; es fehlte an Waffen, an Munition, an Disziplin — an allem, was zu erfolgreicher Verteidigung notwendig schien.

Dennoch aber dachte das Land nicht an freiwillige Unterwerfung. Die Stände versammelten sich; schleunige Anstalten wurden getroffen, alle menschlichen Mittel aufgeboten und, da diese so unzureichend waren, jener ewig denkwürdige Beschluß gefaßt, durch welchen sich Tyrol dem Herzen Jesu verlobte und verband für alle Zeiten. Das war am 1. Juni 1796.

Nie hat man eine engere Verbindung des Glaubens und der Freiheit gesehen als in diesem Bündnisse Tyrols; und nie offenkundiger ist der Glaube ein Hort der Freiheit geworden.

Wie David einst im Namen Gottes, „des Herrn der Heere“, an seinen Gegner herantrat und den Gewaltigen fällte: so ist das kleine Tyrol in den ungleichen Kampf getreten und auf den blutgetränkten Schlachtfeldern bei Spinges, Mühlbach und Bozen brach die Übermacht des Feindes im Jahre 1797, brach, wie die Sieger selbst bekannten, durch Gottes mächtigen Beistand. Später aber, im Jahre 1809, erneuerte Andreas Hofer das heilige Bündnis seines Landes, und er, der schlichte Sandwirt — so erzählt uns die Geschichte — „entfaltete die Fahne der

Freiheit, schlug die unüberwundenen Legionen des französischen Imperators und jagte sie dreimal aus den heimathlichen Tälern hinaus; und der Geist Hofers verbreitete sich über alle Länder, die in Knechtschaft schmachteten, und weckte in den gepreßten Herzen mit der erhöhten Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit die freudige Zuversicht einer besseren Zukunft.“

Gläubig aber ließen auch damals jene Helden Gott die Ehre; keiner aus ihnen war, der nicht in ihren Siegen Gottes Arm erkannte. Und von den Späteren, welche die Geschichte dieses Freiheitskampfes schrieben, hat keiner die Erfolge der Tyroler anders zu erklären gewußt als vornehmlich durch ihre Glaubensstärke. Glaube und Freiheit, sie vereinigt, sind der Ruhm des tapferen Bergvolkes, jedes Blatt im Siegeskranze des roten Adlers rührt davon her. —

Nicht die Tricolore mit ihrer vielverheißenden Aufschrift: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ hat den Völkern die Freiheit gebracht; sie hat zur ärgsten Tyrannei geführt. Die Wiederbefreiung Europas hat sich vielmehr unter den Bannern der Legitimität vollzogen und allen voran flatterte jenes weiß und rote Fähnlein, das die Aufschrift trägt: „Für Gott, Kaiser und Vaterland.“

Tyrols Bündnis.

Als sich der Väter Heldenmut
Dem Feinde stellt' zur Wehre,
Da wagten sie ihr rotes Blut
Und ließen Gott die Ehre.

Und seiner Macht gezückter Stahl
Durch seines Herzens Milde,
Ward zu der Ahnen Ehrenmal
Und zu der Freiheit Schilde.

Nun danket Gott zur rechten Frist
Für Freiheit, Ruhm und Leben,
Von seines Herzens Treuen ist
Uns dies zu Pfand gegeben.

O, Jesu Herz, du reicher Hort
Der Kräfte und der Ehren,
Dir will ich nun und immerfort
Zu eigen angehören!

Dein war ich längst und war es ganz,
Dir schwör' ich zu aufs neue,
O hüte mir den Ehrenkranz
Der fleckenlosen Treue!

Der Schwegelpfeifer von Spinges. *)

Für Gott, Kaiser und Vaterland.

Zu Ende März des Jahres 1797, als die Franzosen in Südtirol eingebrochen und die wenigen österreichischen Truppen, die im Lande standen, ganz unvermögend waren, ihrem Vordringen Halt zu gebieten, als es den Anschein hatte, daß Tirol unrettbar verloren sei, da in letzter Stunde wurde der Landsturm aufgeboden und dem Oberkommando des wackeren Innsbrucker Patrioten Dr. Philipp von Wörndle unterstellt.

Am 30. März waren die Ober- und Unterinntaler Stürmer in Schönberg versammelt, um sich hier mit den Stubaiern zu vereinigen und den Marsch über den Brenner anzutreten. Vor dem Posthause wurde Musterung gehalten, noch früh am Tag. Die Leute standen in Kompanien geordnet unter ihren selbstgewählten Führern, die Feldwebel verlasen die Standeslisten und verzeichneten die Bewaffnung eines jeden, die nötigenfalls, soweit der

*) Mit Zugrundelegung der historischen Erzählung Josef Pragmarers in „Die Pestkapelle im Gaistal“.

Vorrat reichte, ergänzt wurde. Einzelne Schützen umstanden die Feuer, die man gegen die Morgenfühle angemacht, wenige sprachen dem Weine zu, den der Postmeister gespendet hatte.

Abseits vom Heerhaufen, an der rückwärts gelegenen Scheune, saßen auf einem Holzmeißler der Trommler und der Schwegelpfeifer von der Stubai-er Kompanie. Sie hatten in aller Heimlichkeit ein altes Marschlied einprobiert und waren befriedigt von ihrem Zusammenspiel; das klappte, als ob sie längst aneinander gewöhnt wären, und sie trafen sich doch zum ersten Male.

„Du,“ sagte der Trommler, ein ältliches verwachsenes Männlein, „das Schwegeln hast du gelernt, das kannst du!“

Der Schwegler errötete, er war ein Bub von fünfzehn Jahren. „Wie heißt man dich eigentlich und wie kommst du zu uns?“ forschte der Alte.

„Hannes heiß’ ich; mein Vater ist mit eurem Hauptmann in die Schul’ gegangen.“

„Ah so! . . . Und wo bist her?“

„Von der Ehrwalder Schanze.“

„Ja, warum bist nachher nicht bei den Ehrwaldern?“

„Die haben schon einen Schwegler. Und zu einem Schützen wär’ ich noch zu jung.“

„Jung bist, mit einem Stutzen wirst ja nichts anfangen können.“

„Oha, ich treff' gut! Kein' Geier fehl' ich.“

„Ah, wir können dich schon so auch brauchen... Aber wie hast eigentlich 's Schwegeln so erlernt?“

„Vom alten Belgrader.“ — Und der Bub erzählt: Draußen in der Ehrwalder Schanze ist sein Vater Zollwächter, und der alte Kordonist, den sie, weil er noch gegen die Türken gekämpft, den Belgrader heißen, hat ihm die Kriegslieder auf der Schwegel beigebracht. Auch anderes: Exerzieren, Schanzen bauen und Steinlawinen errichten. Und die Brüder des Hannes, die noch jünger sind als er, haben da immer mitgetan, und wenn alles vorbereitet war, hat gar der Vater selber kommandiert. Und der wär' auch gern mitgezogen, er hat nur den Dienst nicht verlassen können. Aber der alte Belgrader hat's durchgesehen, daß er, der Hannes, gehen durfte. „Die Mutter hat's ja nicht gern g'sehen und alleweil g'rrert... So viel gut ist sie, die Mutter.“ ... Und des Bübleins Augen suchten wehmütig und träumerisch die Gegend, wo Ehrwald liegt.

Der Trommler schien das Heimweh zu kennen: „Gelt ja,“ sagte er, „ist halt doch alm am feinsten daheim.“

„O, ich hab's wohl soviel gut daheim,“ fuhr

der Schwegler fort, „alle Tag Mus in der Früh, und wenn ich heimkomm' vom Gaishüten auf die Nacht, ein' Riebler oder Knödel . . . Die Mutter ist soviel fein. Die G'schwistert' auch“ . . .

Des Buben Stimme zitterte.

„Aber sonst ist die Ehrwalder Schanz' doch ein recht's Loch,“ meinte der Trommler mehr nur in der Absicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; da fiel ihm aber der Schwegler schier zornig ins Wort: „Loch nit, na! . . . Wirst etwa nicht sagen wollen, daß wir's den Franzosen lassen sollen? Für was wären wir denn auszogen, als fürs Vaterland?“ . . .

Und jetzt fing der Junge an zu erzählen von den Herrlichkeiten seiner armen Heimat. Wenn er ihn nur einmal führen könnte die Loisach entlang durch das würzige Schanztal, auf seine Hütplätze, wo man auf die Zugspitze hinsieht und auf den Eibsee hinab und ins Gaistal hinein! Und wenn er einmal nach Ehrwald käme, in den stattlichen Ort mit der schönen Pfarrkirche und ins freundliche Bieberwier — da wurde man aber jetzt des Oberkommandanten gewahr, der mit dem Hauptmann der Stubaier Kompanie an der Ecke des Posthauses auftauchte. Die Musikanten sprangen vom Holzmeiler und stellten sich in Positur.

Der Oberkommandant trat einen Schritt vor. „Was macht ihr da, ihr beiden? Es wird abmarschiert. Wohin gehört ihr?“

„Wohl zu meiner Kompanie,“ sagte der Stubaier Hauptmann.

„Der auch?“ Herr von Wörndle wies auf den Jungen und lachte. Hannes war wieder rot geworden; aber er reckte sich in die Höhe und salutierte militärisch. Wohlgefällig besahen die beiden Offiziere den schlanken, wetterfesten Knaben, dessen dunkle, blühende Augen zu sagen schienen: Ich werde meinen Mann schon stellen! Und die Hahnsfeder auf seinem Hütlein nickte dazu.

„Schwegeln kann er, gut kann er's,“ erlaubte sich der Trommler zu bemerken, und der Hauptmann erklärte überzeugt: „Der, wenn's not tut, ist zum Dreinschlagen auch schon.“ Hannes sah dankbar zu ihm auf. Der Oberkommandant lächelte: „So geh zum Wachtmeister, ein Säbel wird noch zu haben sein. Schau halt, daß du ihn nicht nachziehst!“

Da durchzuckte es den Hannes. „Gelt's Gott, vergelt's Gott!“ rief er und war verschwunden.

Der Oberkommandant befahl dem Trommler, das Zeichen zum Sammeln zu geben, es wäre Zeit. Und zum Hauptmann sagte er im Abgehen: „Bis 6 Uhr müssen wir in Sterzing sein. Es läßt sich

machen, morgen ist Kasttag, — das heißt, es wird davon abhängen, was Kerpen beschließt.“

Die Herren waren um die Ecke gebogen. Die Trommel erscholl, alles rüstete zum Aufbruch. Die Stubai er tauschten die letzten Händedrucke, die letzten Segenswünsche mit den Ihrigen. „Erstellt euch!“ klang das Kommando der Offiziere; die Kompanien standen in Reih' und Glied, Ruhe trat ein. Der Oberkommandant erscheint zu Pferde und mustert die Scharen. Da stürmt aus dem Posthaus ein Nachzügler: Hannes, einen Säbel triumphierend in der Linken. Er hat sich kaum neben dem Trommler postiert, so ertönt das Kommando: „Vorwärts, Marsch!“

Und die Reihen setzen sich in Bewegung. Schwegler und Trommler produzieren ihr Marschlied, vorwärts geht's in der kühlen Morgenluft dem Brenner zu.

Und wohin sie kommen, in Matrei, in Steinach, auf dem Brenner, aus jedem Hause heißt man die Schützen willkommen. Speise und Trank wird gereicht, laute Segenswünsche gesprochen: „G'rad' nit einer lassen tut sie! Kommt g'sund heim! B'hüt Gott, b'hüt Gott!“ Und die Alten greifen zum Rosenkranz, während sie den Davonziehenden nachsehen.

In Sterzing waren alle Quartiere vom Militär besetzt, die Landstürmer mußten mit den Scheunen fürlieb nehmen. Im großen, leeren Arzstadel vor dem Städtlein hausten die Stubaiier. Da wurde menagiert, getrunken, geschertzt — nach des Tages Arbeit, dem neunstündigen Marsch über den Brenner, mochte der Humor in sein Recht treten.

Um den Schwegelpfeifer hatte sich eine Gruppe gebildet, der er die Signale, vorab das Sturmsignal, das man bei Belgrad geblasen, erklärte; und dann sollten sie ein neues Lied lernen, das der Bauadjunkt Zoller erfunden, ein Marschlied:

„Jeh wöll'n mer gen den Franzosen z'göngian!
Was haben denn die bei ins herinnen z' tian?“ ...

Es war das später sogenannte Spingeler Schlachtlied. An den schrillen Tönen der Schwegel lernte sich leicht die schneidige Melodie; bald sang ein Duzend kräftiger Männerstimmen die erste Strophe, und alles lauschte befriedigt dem Gesange.

„Heda, Ruhe! Ein' Ordonnanz vom Hauptquartier!“ Was gibt's? Man war begierig auf Neuigkeiten, bestürmte den Mann mit Fragen. Es war wenig, was er zu sagen wußte: daß die Franzosen sich zum Vormarsch ins Eisacktal anschickten, daß sie vielleicht schon übermorgen von Brigen auf-

brechen könnten und General Kerpen ihrem Vorstoß begegnen werde. Übrigens morgen sei Rasttag. Aber weshalb er jetzt herkam: er hätte Auftrag, ihren Schwegelpfeifer zum General zu führen. — „Den Schwegelpfeifer? Den Hannes? . . . Hannes, zum General sollst, der General braucht dich!“

Hannes wußte nicht, wie ihm geschah. Hatte er recht verstanden: der General — braucht — ihn? . . . Er nahm rasch seinen Säbel und folgte der Ordonnanz.

In der „Post“ angekommen, wo Feldmarschall-Leutnant Freiherr von Kerpen sein Quartier hatte, mußte der Schwegelpfeifer im Vorzimmer warten. Die Ordonnanz trat ein. Nach kurzer Weile öffnete sich wieder die Thür, der Schwegler war zum General befohlen.

Im hellerleuchteten Saale an langer Tafel saßen viele Offiziere, kaiserliche und solche vom Landsturm. Obenan der Feldmarschall-Leutnant, zu seiner Linken Dr. v. Wörndle. Daneben stand der Hauptmann der Stubaier, der mit dem Höchstkommmandierenden sprach. Hannes sollte vortreten.

„Kannst du laufen?“ wandte sich Kerpen an den Jungen, der in ängstlicher und doch freudiger Erregung stramm dastand; das Auge des Fragers ruhte scharf forschend auf ihm.

Hannes stuzte; dann stieß er heraus: „Sturm laufen, ja!“

Der General lachte. „Das möcht' ausgehen! Nein, du sollst mir eine Depesche überbringen. Getraust du dich, den Weg nach Meran, hin und her, in 24 Stunden zurückzulegen? Es sind zwei Tagmärsche . . . Versprich nicht, was du nicht halten kannst!“

Hannes dachte nach. Er hatte daheim oft weite Wege gemacht, einmal gut 16 Stunden; wenn es not tät', er könnte wohl noch mehr . . . „Ich werd's schon ermachen“, sagte er.

Die Bestimmtheit, mit der er sprach, gefiel dem General. „Es handelt sich darum, daß wir dem General Laudon eine Nachricht zukommen lassen und von ihm Antwort erhalten . . .“

Hannes sah dem General mit vollem Aug ins Gesicht; zu sagen hatte er nichts mehr.

„Laudon ist in Meran,“ fuhr Kerpen fort; „die Franzosen werden knapp vor ihm stehen; es wird vielleicht auch Mut und Klugheit dazu gehören, ihn zu erreichen. Wenn der Feind dich erwischt“ —

Hannes nickte nur; der General gab sich zufrieden. „Nun gut, wir haben hier noch zu beraten, dann schreib' ich an Baron Laudon. Bis 2 Uhr

früh kannst du dich ausruhen, hier nebenan. Schlaf nur, ich werde dich wecken lassen, wann's Zeit ist."

"Ja", sagte Hannes und wollte abtreten.

Da erhob sich Kerpen und sagte laut und fast feierlich, wie wenn er alle Anwesenden zu Zeugen anrufen wollte: „Junge, gib acht! Ich vertrau' dir eine überaus wichtige Sache an. Du bist mir empfohlen und gefällt mir. Ich will es mit dir wagen. Wenn du im Laufe der morgigen Nacht zurück bist mit der Antwort von General Laudon, hast du 20 Dukaten verdient.“

Hannes sah den Sprecher groß an. „Nein," sagte er dann kleinlaut mit gepreßter Stimme, „ums Geld nicht, für den Kaiser tu' ich's.“

„Nun, nun, jetzt geh du nur einmal schlafen“, erwiderte Kerpen und übergab den Jungen seinem Kammerdiener. —

* * *

Hannes, dem der Kopf wirbelte und das Herz pochte, sah gleichwohl ein, daß er nach dem Marsch über den Brenner und vor seinem Gang nach Meran zunächst sich ausruhen müsse. Er betete sein Abendgebet und empfahl sich den Armen Seelen, daß sie ihn jetzt nur einmal schlafen ließen.

Als er nach mehrstündigem Schlafe gewedt

wurde, war es gegen 3 Uhr morgens. Der General und sein Adjutant saßen noch am Schreibtisch; ein dicker Brief, mit einer Oblate versiegelt, lag vor ihnen. Der Kammerdiener mußte das inhaltsschwere Schreiben, nachdem es mit Leinwand umhüllt war, dem Hannes in seinen Lodenrock unter das Futter einnähen. Inzwischen wurde das Frühstück vorgesetzt: Schokolade und Eier; der General selbst drängte den Jungen, zuzugreifen, und versah ihn noch mit Proviant für den Weg. „Bis Kalch wird dich ein Mann begleiten; von dort ab ist's Tag und der Weg zum Jaufenhaus und hinab ins Passeiertal nicht mehr zu fehlen. In 24 Stunden erwarte ich dich zurück. Hast du alles verstanden?“

Jetzt reckte sich Hannes in die Höhe: „Erzellenz, Herr General, in 24 Stunden bin ich zurück!“

Kerpen lächelte. „Noch eins! Wenn du am Wirtshaus in Sand — außer St. Leonhard — vorbeikommt, grüß' mir den Wirt, den Andrä Hofer! Sag', daß du mein Bote bist; er wird dir behilflich sein.“

Der General reichte dem Knaben die Hand, der Adjutant tat desgleichen. Da erinnerte sich Hannes seines Säbels: „Den Säbel hab' ich drinnen, den werd' ich wohl wieder kriegen?“ Man beruhigte ihn. —

Als der Hausknecht von der Post, der es übernommen hatte, den Jungen bis Kalch zu begleiten, nach Sterzing zurückkam, erzählte er, was der Bursche für ein Springer wäre; immer hübsch gleichmäßig sei er gegangen, aber mit großen Schritten und in einem solchen Tempo, daß er Mühe gehabt habe, ihm zu folgen; schier froh sei er gewesen, wie er endlich umkehren durfte. „Der Bub, wenn er so weiter macht, ist er um Mittag in Meran.“ —

* * *

Im Wald ober Kalch lag stellenweise noch Schnee, je höher hinauf, desto mehr. Als die Paßhöhe erreicht war, atmete Hannes freier auf und gönnte sich Zeit, im Jausenhaus eine Suppe zu essen, die gerade fertiggekocht war. Wohin er so eilig wolle, fragte ihn die Wirtin. Ins Passeier, war die Antwort, er müsse Böcke holen. Und sogleich war er wieder auf den Beinen.

Gegen Süden fällt der Berg steil ab. Hannes dachte erst, mit Hilfe seines Bergstockes, den ihm der Hausknecht zurückgelassen hatte, über den ungleich verharschten Schnee hinabzurutschen. Das ließ sich schlecht an. Wenn er nur Steigeisen hätte! Aber er mochte den Weg zum Wirtshaus nicht mehr zurückgehen, das raubte ihm eine Viertelstunde Zeit.

Da fiel ihm ein anderes Auskunftsmittel ein; er schnitt sich Zundern ab, band sie zusammen und benützte sie als Schlitten. Das ging vortrefflich. In einer halben Stunde war er in Walten und hatte sich dabei sogar ausgeruht. Nun schritt er weiter nach St. Leonhard und zum Sand. Bald nach 8 Uhr betrat er die Wirtsstube.

Hofer stand hemdärmelig am Fenster und schaute durchs Tal hinaus.

Als der Bub so erhitzt eintrat, sah er ihn groß an: „Guet'n Morgen!“ Was gibt's denn schon heut'?“

Hannes spähte erst alle Winkel aus, ob sie allein wären. „Seid Ihr der Sandwirt, der Andrä Hofer?“

„Der bin ich, ja.“

„Nachher,“ sagte Hannes mit gedämpfter Stimme, „der General Kerpen schickt mich, ich soll Euch einen Gruß ausrichten.“

„Ah so, ah so! Der Kerpen, der General? Nachher wohl, das freut mich. Ja, kommt jetzt gar extra deswegen?“ . . .

„Na, zum Laudon muß ich, eine Botschaft überbringen.“

„Zum Laudon, da schau! Ja, der ist in Meran — halt seit gestern in Tyrol, im Dorf. Hast Eil', ha?“

„Freilich, ich muß heut' nacht noch in Sterzing sein.“

„Heut' in der Nacht? Du, Bübl, das ist nicht möglich . . . Wart' aber, mir fällt was ein. — Wirtin! Andl!“

Ein Schuber in der Holztäfelung, der zur Küche führte, öffnete sich. „Tu dem Bübl etwas kochen, so g'schwind, wie d' kannst! Ein Eierschmalz ist's g'scheideste.“ — „Na, na,“ wandte er sich an Hannes, „etwas essen tu nur jetzt, das bringen wir schon ein. Ich lass' einspannen.“

Und ohne die Erwiderung des Hannes abzuwarten, verließ der Wirt die Stube und befahl dem Knecht das leichte Wägelchen anspannen, um sogleich nach Riffian zu fahren.

Dem Hannes war es nun zumute, als wenn man ihm ein Stück seines Verdienstes rauben wollte; aber er sah wohl ein, daß es sich darum handle, so rasch wie möglich ans Ziel zu kommen; und als er, sich niederlassend, nun doch eine gewisse Müdigkeit und Aufregung verspürte, da empfand er die angebotene Hilfe als eine große Erleichterung seiner Aufgabe.

Der Sandwirt trat wieder ein: „Der Knecht führt dich nach Riffian,“ sagte er, „und wartet dort auf

dich; du fährst mit ihm zurück. Nachher reden wir weiter. In Riffian gib acht, tu dich fein in der Höh' halten; unten herum könnten schon die Franzosen streichen."

Hannes aß inzwischen von der vorgesezten Eierpeise; als aber der Knecht vorfuhr, sprang er auf und davon und saß im Wägelchen, ohne sich recht bedankt und verabschiedet zu haben.

Der Sandwirt sah dem davoneilenden Gefährt nach — seine Wirtin hat ihn selten einmal so nachdenklich und ernst gesehen. „Ah ja, Zeit wird's, Andele, Zeit wird's“, sagte er auf ihre Fragen und rieb sich die Hände und sah nach dem Stußen an der Wand. —

Hannes grämte und ärgerte sich inzwischen über das Sträßlein von Passeier, das so voller Buckel und Steine war, und über die Gäule, die da herinnen so faul, und über die Knechte, die so langweilig wären. Er drängte immer wieder zur Eile, obwohl das Roß schon dampfte. Sie waren durch St. Martin gefahren und hielten in Saltaus nicht an und kamen endlich, endlich, es ging schon auf 11 Uhr, in Riffian an. „Da wart' mir fein“, sagte Hannes zum Knecht und sprang vom Gefährt, die Gasse hinauf und oben am Rand des Waldes dem Zaun nach hinüber — die Wege hatte er sich während der

Sahrt abgesehen und erklären lassen. Bald kam er an die ersten Häuser von Tyrol.

Ein Wachtposten hielt ihn an; er sollte das Lösungswort sagen. Das wußte er nicht; er wolle zum General Laudon, und zwar sofort.

Die Wache nahm ihn mit zum Korporal. Hannes beteuerte hier noch nachdrücklicher: er müsse zum General, und zwar sogleich, es handle sich um Wichtiges, man solle ihn ziehen lassen.

Der Korporal, ein knurriger Kauz, witterte in dem zudringlichen Burschen einen Spion oder gar einen Attentäter — einen heiklen Fall, bezüglich dessen er sich gehörig informieren und gehörig sicherstellen mußte; er wollte mit Hannes ein Protokoll aufnehmen. Der fing aber jetzt zu rasonieren an: so machten sie's immer, die Tintenklescher, das hat schon der Vater oft gesagt; er wolle, er müsse zum General, und zwar sogleich! Der Kerpen schickte ihn eigens, und noch in der Nacht soll er in Sterzing sein! . . . Das Lärmen des Burschen zog einen Offizier herbei, der den Handel dahin entschied, daß er den vermeinten Spion oder Attentäter in eigener Person zum Generalmajor führte.

Als Hannes sich versichert hatte, daß er dem Freiherrn von Laudon gegenüber stehe, sagte er: „Mit Verlaub, Excellenz“, zog ohne weiteres seinen Rock

aus, nahm sein Messer zur Hand und trennte das Rockfutter auf, um das Schreiben Kerpens hervorzuholen.

„Ah, brav, Bub, das hast du gut gemacht“, sagte Laudon. Gierig und hocherfreut las er die Mitteilungen des Obergenerals. „Gut, in einer Stunde sollst du die Antwort haben.“

„In einer Stunde?“ wagte Hannes zu sagen, „ich muß in der Nacht noch in Sterzing sein . . .“

„Also, wenn möglich in einer halben Stunde.“ Laudon beschied einige höhere Offiziere zu sich, mit denen er beraten wollte und ließ den Boten abtreten.

Während die Offiziere drinnen berieten, saß der Schwegelpfeifer auf der Bank vor dem Hause, die Hände zwischen den Knien, den Kopf tief gesenkt — er dachte an nichts als an den Rückweg: an den Aufstieg zum Jaufen und den Abstieg nach Kald in der dunklen Nacht. Zweifel an seiner Kraft tauchten in ihm auf und drängten ihm den Schweiß aus den Poren. Er fing an zu beten — zu seinem Schutzengel, zu St. Antonius, zu allen 14 Nothelfern.

Da ward er zu Laudon gerufen, der ihm die Antwort an Kerpen überreichte. Hannes barg sie in derselben Weise wie die erste Depesche im Rockfutter und wollte sich geziemend verabschieden.

Aber der General hatte jetzt den Kopf so voll

wichtiger Gedanken, daß er für den Buben keine Aufmerksamkeit, kein freundliches Wort erübrigte. Erst, als dieser schon unter der Tür stand, rief er ihm nach, daß er die Depesche ja persönlich dem Obergeneral überreiche und gab ihm eine Charge mit zur Begleitung durch das vom Militär besetzte Dorf.

In Riffian bestieg Hannes wieder das Gefährt des Sandwirts. Gegen 4 Uhr abends stand er vor Hofer. Dieser hatte für alles Sorge getragen, alles wohl überlegt; Speise und Trank stand schon bereit, auch Zehrung für die Weiterreise, dabei ein Fläschchen Enzian, dann Steigeisen. „Das Reiten,“ meinte der Wirt, „möcht' ich dir nicht raten, und der Weg dahineinwärts ist so schlecht, daß du mit Gehen rascher vorwärts kommst als mit Fahren. Laterne geb' ich dir auch keine; du hast Mondschein und tust besser, dich auf deine Augen zu verlassen... Aber wenn du dich etwa nicht aussiehst, so wüßt' ich wohl einen, der verlässlich ist und dir die Depesche abnehmen könnt'...“

Hannes erschraf völlig über die Zumutung. Nein, und wenn es sein Tod wäre, er selbst muß den Auftrag vollführen!

Ohne weiteren Verzug, mit Grüßen an General Kerpen, dem er sagen ließ, daß die Passeirer be-

reit und des Rufes gewärtig seien, verabschiedete der Sandwirt seinen Gast. Auch die Wirtin kam jetzt herbei und sprach Worte der Anerkennung und des Mitleids. Hannes dankte und schritt kräftig aus, fürbaß gegen St. Leonhard und Walten.

Es dämmerte schon, als der Aufstieg zur Paghöhe begann. Die Steigeisen des Sandwirts kamen ihm zustatten. Müdigkeit spürte er nicht, wohl aber Durst, den er einmal an einer Quelle nur minderte, nicht stillte; denn er wußte, daß vieles Trinken im Gehen hinderlich sei.

Der Abend war kalt und hell, die Sterne leuchteten, dann kam der Mond aus den Bergen hervor. Der Weg zeigte sich deutlich, man trieb hier immerfort Vieh hinüber und herüber. Aber alles kam dem Hannes jetzt auf dem Rückwege und im Mondschein so verändert vor, die ganze Gegend. Zuweilen ängstigte ihn der Gedanke, ob er wohl nicht in die Irre gegangen, in ein falsches Seitental. . . Dann wieder schienen ihm die Umrisse des Gebirges bekannt, er schöpfte neue Hoffnung, sah sich bereits in Sterzing vor Kerpen, dem er die Depesche überreichte, dessen Dank und Lobsprüche er entgegennahm. Aber die innere Aufregung zehrte mehr als der Aufstieg auf dem steilen, beeisten Bergpfad an seinen Kräften; als er endlich am Jausenhause

stand, wo schon alle Lichter erloschen waren, spürte er große Müdigkeit. Die Süße schmerzten ihn, er mußte sich eine Weile setzen.

Den Berg hinab ging es noch schlimmer. Jetzt verbarg sich der Mond hinter schwarzem Gewölk, da konnte er nicht weiter; auch wo der Wald dichter war, mußte er den Weg fast nur durch Taster suchen; einmal glaubte er, ihn schon verloren zu haben.

Immer wieder fing er an zu beten. Wenn doch ein Mensch ihn zurechtwiese! Wenn er doch einen Gesellen hätte! Die Zeit schien ihm, je öfter er anhalten mußte, um so länger. Er besaß keine Uhr und hörte keine Turmglocke schlagen. Wird es nicht bald Morgen sein? Wird er seine Stunde nicht versäumen? . . .

Jetzt lag eine steil abfallende Fläche vor ihm, anscheinend ein Bergmahd. Aber wo war der Weg? Der Mond verzog sich wieder. Hannes setzte sich, er mußte das Hervortreten des Mondes abwarten. Da fühlte er Schlaf und Müdigkeit, er meinte hinsinken zu müssen. Das sind die Zeichen des Erfrierenden, das wußte er. Und ein rascher Entschluß — es mußte sein — ward gefaßt: Er ließ sich die Lehne hinabrutschen.

Erst ging es langsam, er war wie traumbefan-

gen; dann sauste er hinab, schnell, immer schneller, kaum hemmte der Bergstoß die Geschwindigkeit und plötzlich, mehr fallend als rutschend, stößt er an einen Holzzaun. Ein Schrei der Angst, ein Stöhnen aus Schmerz entringt sich ihm. Da ist er wach. Er erhebt sich mühsam und keuchend — ihn schaudert.

Seine Hand blutete — das hat nichts zu bedeuten, geschehen war ihm nichts. Er sieht empor, er sieht um sich — der Mond tritt wieder hervor, da erkennt er den obersten Hof von Kalch. Jetzt, jetzt ist er dem Ziele nahe! Der Weg nach Gasteig, das weiß er, ist weniger steil und schneefrei. Aber seine Füße! Er muß sich wund gegangen haben. Jeder Schritt schmerzt ihn. Und die Kräfte schwinden . . . Ein Schauer durchlief ihn, die Angst hemmte sein Atmen. Wird er sein Ziel noch erreichen? Tränen standen ihm nahe. Da erinnert er sich an den Enzian, den der Sandwirt ihm zugesteckt. Und er nimmt vorsichtig einen Schluck und noch einen. Das kräftigt, das erweckt ihn wieder.

Langsam zwar, doch ohne weiteren Unfall ist er endlich hinabgekommen in die Ebene. Er stand zwischen den Häusern von Gasteig, gestützt auf den Bergstoß, der fast die ganze Last des Knaben zu tragen hatte. Der Junge zitterte und rang nach Atem. Da hörch! Von der Pfarrkirche in Sterzing

schlägt die Uhr. Er zählt die Viertelstundenschläge — vier; und jetzt die dumpfen Stundenschläge: eins, zwei — und keiner mehr. In einer Stunde ist er in Sterzing! Gott sei Dank, noch eben zur rechten Zeit! Jetzt aufs neue strengte er seine letzten Kräfte an: sie reichten ihm bis ins Vorzimmer des Generals — hier sank er zusammen.

Freiherr von Kerpen wurde geweckt. Als er die Depesche Laudons gelesen hatte, kleidete er sich vollends an und trat ins Vorzimmer. Hannes mußte wach gerüttelt werden und konnte kaum noch aufsehen. „Bub,“ rief der General, „du hast dem Kaiser heut' besser gedient als mancher Ordensritter! . . . Bringt ihn zu Bett, den armen Kerl, er schläft schon. Zu Mittag lasse man ihn in meinem Wagen nachfahren! . . . Herr Adjutant, jetzt keine Zeit verlieren, Reveille schlagen, sogleich! Laudon ist schon auf dem Weg!“

* * *

Unmittelbar nach Erhalt der Depesche aus Sterzing hatte General Laudon den größeren Teil seiner Truppen in Marschbereitschaft gesetzt. Bei Eintritt der Dunkelheit erstiegen die Österreicher über St. Kathrein in der Schart das Hochplateau von Mölten,

vollzogen am andern Tag den beschwerlichen Abstieg nach Sarntein und trennten sich hier; die eine Kolonne begab sich über den Ritten gegen Aßwang, um die Nachhut des Feindes anzugreifen, die andere über Durnholz und die Scharte nach Schalders, um hier den Feind in der Flanke zu fassen. Der Front wird Kerpen gegenüberreten: das von ihm selbst geführte Militär soll dem Vordringen der Franzosen im Eisacktal begegnen, der Landsturm aber von den Spingesser Höhen auf sie eindringen, um sie entweder zu vernichten oder zur Flucht durchs Pustertal zu zwingen. Das war der vereinbarte Kriegsplan. —

Dr. v. Wörndle, welcher die Landstürmer führte, hatte den schwersten Stand. Die Franzosen erkannten alsbald die Gefahr, die ihnen drohte: von Spinges herab konnten sie sowohl bei ihrem Eintritt ins Eisacktal wie auf der Straße nach dem Pustertal ernstlich bedroht werden; um Spinges entspann sich zuerst und am heftigsten der Kampf.

Es war der 2. April 1797. Schon mit dem Tagwerden waren die Tyroler, die am Vorabend von Mauis aus über Rizail die Höhen ober Spinges erstiegen und hier genächtigt hatten, mit dem Feind zusammengestoßen. Die Franzosen waren durch Wald gedeckt, aber ihr Vordringen durch die treff-

sicheren Stützen der Tyroler gehemmt, die insbesondere auf die kommandierenden Offiziere gerichtet waren. Mehr und mehr näherten sich indes die Kämpfenden. Der Feind zog Verstärkungen an sich und schien seine Hauptmacht gegen die Kirche und den Freithof zusammenzuziehen; das waren die beherrschenden Punkte. Gelang es ihm, hieher Geschütz zu bringen, so konnte sein Sieg kaum noch zweifelhaft sein. Dagegen schien den Tyrolern die einheitliche Leitung zu fehlen; jeder suchte nur eben dem Franzmann beizukommen, der ihm am nächsten stand.

In der Kirche von Spinges kniete inzwischen eine junge Bauernmagd, die sich vom Feld dahin geflüchtet hatte. Hier, wo die Liebe ihres Herzens geborgen war, hielt es sie zurück — sie mußte beten, beten, daß Gott die Greuel abwende, die, wie ganz Tyrol schauernd vernommen, die Franzosen im Gotteshaus zu St. Michael verübt hatten. In heißer Angst rang sie die Hände vor dem Tabernakel, mit steigendem Entsetzen vernahm sie das Getöse der Schlacht, die immer näheren Schüsse — plötzlich sprang sie auf, zur Kirche hinaus, und gewahrte, hart an der Freithofmauer, den heranschleichenden Feind! Ein Schrei — sie schlägt die Kirchentür zu, springt draußen hinter den Pfeiler, ruft mit gellen-

der Stimme: „Jesus, Maria, die Kirche, die Kirche! Helft, kommt! Hilfe, Hilfe!“

Hannes war es, der sie bemerkte. Er hatte sich leidlich erholt, seine wunden Füße hinderten ihn nicht, in der Schlacht mit dabei zu sein. Und die Rufe des Mädchens zeigten ihm die Gefahr. Er setzte die Schwegel an und blies aus Leibeskraften die schrillen Töne des Belgrader Sturmsignals und sprang hinab mit geschwungenem Säbel an die Seite des Mädchens. „Blasen, blasen“, rief diese ihm zu, denn sie hatte gesehen, daß das Signal beachtet wurde. Hannes blies, daß ihm die Backen zu bersten drohten.

Und wie auf den gewohnten Loctruf die Küchlein sich einstellen, Hahn und Henne gackernd herbeieilen, sprangen, stürzten von oben herab die Tyroler Schützen, einer um den andern der Kirche zu. Aber an der Ecke dort war die Freithofmauer von einem Franzosen bereits erklimmen, der sich mühte, einem Kameraden heraufzuhelfen; andere standen knapp unter ihm. Das Mädchen, in brennender Angst, blickt um sich, sieht die Heugabel, die sie beim Eintritt in die Kirche zurückgelassen. „Hilf mir, Bua! Für den Herrgott!“ ruft sie dem Schwegler zu und erfaßt die Gabel, springt den ersten Franzosen an, stößt ihn vor die Brust, daß er taumelnd die

Mauer hinabstürzt und fallend den nächsten mitreißt. Ein dritter ist rasch zur Stelle, und auch ihn trifft die dreizackige Waffe. Als aber ein vierter sein Knie auf die Mauer setzt, sich emporzuschwingen, hat ihm der Säbel des Hannes den Kopf gespalten: — Knabe und Jungfrau wehren dem Ansturm des Feindes. Und die Franzmänner stützen: — wer ist dies Weib? . . . Denken sie an eine neue Jeanne d'Arc? Die vorgeschobene Kette wird zurückgezogen, man will sich sammeln zu regelrechtem Sturmangriff.

Da greift Hannes aufs neue zur Schwegel und bläst; schon sind die ersten Schützen zur Stelle, andere stürmen von allen Seiten herbei, ihre Kugeln sausen in die Kolonnen des Gegners. Ein feindlicher Offizier tritt vor, gibt das Zeichen zum Angriff — der Tambour fällt ein und wirbelt Franzosen herbei in bunten Scharen, die dich gedrängt zum gemeinsamen Ansturm antreten. Da stürzt der Offizier und ein alter Schütz neben Hannes will eben den Trommler aufs Korn nehmen. Der Stützen senkt sich: „Ist mir hinter die Bäume!“ — „Ich seh' ihn, laß mir ihn, laß mir ihn!“ fleht Hannes und erhält den Stützen — Trommel und Trommler sind verstummt.

Jetzt, da die Franzosen im Sturmschritt vorrücken, war am Freithof der Oberkommandant von Wörndle erschienen. Und erkennend die Gunst der Stellung,

die dichtgedrängte Schar des Gegners, ruft er den Seinigen zu: „Stuhen kehrt! Zuschlagen!“ Das war die rechte Parole. „Zuschlagen, zuschlagen!“ scholl's wie das Echo zurück. Und die Tyroler über die Mauer hinab in den Feind, der des Angriffs nicht gewärtig, stußt, dann von der Wucht des Ansturmes erdrückt, sich abwärts wendet, fliehend die Untenstehenden hinabdrängt, und die Anhöhen sich überstürzend räumt. Hannes bläht aufs neue sein Belgrader Sturmlied; was von Tyrolern noch oben stand, schließt sich den stürmenden Landsleuten an, stürzt auf die Fliehenden, vollendet den Sieg bei Spinges.

Von unten tönt wildes Siegesgeschrei und von Schalders her knattert das Feuer der Kolonne Laudons, die rechtzeitig eingetroffen, den Feind in der Flanke faßte. Oben aber, im heiß umstrittenen Freitshof, kein Kämpfer mehr; nur das Mädchen von Spinges und Hannes, der Schwegelpfeifer. Die Jungfrau, auf einem Grabhügel ausruhend, hat die Hand des Knaben erfaßt, der neben ihr steht: „Vergelt's Gott, Bua! O, vergelt's dir Gott!“

Der aber lauscht nur immer hinab ins Thal; da hört er die Siegesrufe auf mehr Seiten sich erheben — Sieg! Sieg! Und seine Brust hebt und schwellt sich: — er sieht sich heimgekehrt in die Ehrwalder

Schanze: Vater, Mutter, die Brüder und Schwestern fliegen ihm zu und begrüßen ihn als vollwichtigen Kämpfer für Gott, Kaiser und Vaterland; von weitem schon jauchzt er ihnen entgegen — und sein Jubel schallt langgezogen, himmelstürmend wie Lerchenjubel weithin vom blutigen Freithof in Spinges.

Andreas Hofer.

Der Name des Sandwirts Andreas Hofer gehört heute, man darf es ohne Übertreibung sagen, zu den bekanntesten der ganzen Weltgeschichte. Die bildende Kunst, unzählige Dichtungen haben sich mit seiner Person beschäftigt, wo immer Deutsche wohnen, jenseits aller Meere, kann man das Lied vernehmen: „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war.“

Es ist wohl die Romantik seines Schicksals, was die ungeheure Volkstümllichkeit dieses Mannes erklärt. Ein schlichter Bauer ohne hervorragende Begabung, nur eben ausgestattet mit allen Tugenden eines richtigen Tyrolers, ist er der Vertrauensmann seines Volkes geworden: sein Heerführer, der die Kolonnen Napoleons dreimal über die Grenzen jagt, sein Staatsmann und Gesetzgeber, der in der Burg des Kaisers Residenz hält. Und nicht einen Augenblick überhebt sich dieser Mann; seine Bescheidenheit, die ihn nie an die eigene Bedeutung denken ließ, verläßt ihn nicht auf der Höhe seines Ruhmes. Er hat sich selber nie gesucht; was er ge-

tan, das war für Gott, den Kaiser und sein Vaterland getan. In dieser Gesinnung, die sein ganzes Volk beseelte, hat er seine Siege erfochten, seinen Fall getragen und deutlicher wie je im Tode sich erwiesen: treu der Fahne seiner Väter, treu sich selber. Neben Hagen von Tronje, dem grimmen Recken aus sagenhafter Vorzeit, ist der Sandwirt von Passeier das klassische Beispiel deutscher Mannes-treue geworden.

Aber wenn die Volkstümmlichkeit Hofers in der Romantik seines Schicksales ihre Erklärung findet, die Geschichtschreibung hat die historische Bedeutung dieses Mannes anerkannt; sie zählt ihn zu den großen Befreiern Deutschlands. In einer Zeit, wo die Machthaber allein die Geschicke der Völker zu lenken glaubten, wo man des übermächtigen Gegners, der ganz Europa mit eisernem Arm umklammert hielt, nicht anders als mit regulärem Militär sich zu entledigen hoffte, wo kaum erst wenige Einsichtige daran dachten, die ungeheueren Kräfte nutzbar zu machen, die in dem heiligen Zorn eines redlichen Volkes gebunden lagen: in dieser Zeit hat Tyrol der überraschten Diplomatie das Schauspiel eines sieghaften Volkes, den geknechteten Deutschen das Beispiel freier Männer geboten, und dieses Beispiel, von dessen tiefgehender Wirkung die zeitgenössischen

sehen Quellen Zeugnis geben, entfachte allerorten die glimmenden Funken zum Brande, riß Deutschland aus seiner Verzagtheit wach und führte zu jenem heiligen Volkskriege, der endlich das Joch des französischen Emporkömmlings für immer zerbrach: — nicht allein und nicht so fast seine Strategen und Politiker, als vielmehr diejenigen, die wie Andreas Hofer die schlummernde Kraft des deutschen Volkes weckten, sind im Kampfe gegen Napoleon seine Befreier geworden. —

Wie anders als zu anderen Berühmtheiten sehen wir zum Standbilde Andreas Hofers empor! Nicht in scheuer Bewunderung; wir kennen ja die Fehler, die Mängel und die Schwächen des biedereren Sandwirts. Aber was bedeuten diese Menschlichkeiten gegenüber der schlichten Größe seines Charakters, gegenüber der Hoheit seiner Gesinnung! Alle seine Erfolge, alle Siege, die er erfochten, verblaffen vor dem Glorienschein, mit dem sein Tod ihn umgeben hat, er starb recht eigentlich, wie der Dichter sagt: „als hätt' er einstudiert das Sterben“; und sterbend hat er, was die Geschichtsschreibung vor allem an ihm rühmt, am deutlichsten bewiesen: „Die Selbstlosigkeit der Ziele und die Lauterkeit der Gesinnung!“

Seid einig!

(Wie der selige Niklas von der Flüe den Frieden gestiftet hat.)
Dem Stanz er Tag*) habt ihr ja wohl gehört?
Hier spricht nun Einer, der ihn miterlebt:

* * *

Nie eine Saßung gab's bei uns wie diese!
Solch ein Gezänke hin und her, Geschrei
Und Schelten! Wie der Brand den Zugwind sich
Erzeugt, so ward der Streit vom Ärger neu
Geschürt. Und nicht die Laien bloß, auch Priester,
Ja die insonders, lagen sich in Haaren.
Kein Anseh'n galt mehr, keines Mannes Wort;
Mißtrauen hing wie Kletten sich an uns.
Wenn die Parteien gar das Gleiche wollten,

*) Stanz, heute Stans, Hauptort im Kanton Unterwalden. Die Tagung in Stanz hat stattgefunden im Jahre 1481, als die Schweizer nach den Siegen über Osterreich und Burgund auf der Höhe ihres Ansehens standen; verhandelt wurde über die Aufnahme von Städten in die Eidgenossenschaft, wobei noch immer die Teilung der burgundischen Beute zur Sprache kam.

So wollt' es jede doch auf andre Art.
Und wer von Frieden sprach, der ward verdächtigt.

Als nach der dritten Tagung man in Haß,
Ohn' Gruß und Dank, zur Herberg sich geschieden,
Da brach ein Klagen aus im ganzen Flecken:
„Es ist der Eidgenossen letzte Zeit!
Was Östreich und Burgund nicht wider uns
Vermocht, das tun nun wir! . . . Wahrhaftig ja,
Als ob der Böse leibhaft uns geblendet!“

Nun war ein Pfarrer da, Heinrich vom Grund,
Dem kam Erleuchtung in der höchsten Not.
Des Niklas von der Flüe bester Freund,
Lief er noch in der Nacht die vierthalb Stunden
Zu ihm und fleht' ihn an um Christi willen,
Unter'm Gehorsam, daß er kommen wolle
Und Frieden stift'; könnt's einer, wär' es er.
Der Niklas folgte ihm.

Als wir berieten

Am nächsten Morgen (just so lärmend wieder,
Wie tagszuvor), schritt er zur Tür herein:
Ein langer, hag'rer Mann, in schlechtem Rod,
Vergeistiget sein ganzes Wesen, Demut
In seiner Haltung und die laut're Güte
In Blick und Wort. — Da seht' der Streit doch aus;
Es war, als schämt' man sich vor ihm. Wir stunden

Den Gruß erwidern auf, den er entbot;
 Willkommen hieß ihn der Landammann, klagte
 Sogleich ihm uns're Not und was die Ursach:
 Daß wir der Beute halber nach dem Krieg
 Und über uns'rer Lage Neugestaltung
 Verhandelten und drüber uns entzweiten.

Darauf der Klaus — er schien sich eine Weile
 Erst zu besinnen: „Ob wir Beute halber
 Denn Krieg geführt?“ — Nein, nein, ward ihm er-
 widert,

Um Ehr' und Freiheit sind wir ausgezogen! —
 „Dann,“ meint bedächtiglich der fromme Mann,
 „Dann habt ihr euch verkehrt: Jetzt wollet ihr
 Des Plunders willen Ehr' und Freiheit
 Lassen!...

So ist es, Freunde! Eure Freiheit kann,
 Wo's euch an Eintracht fehlt, ja nicht bestehen,
 Und eure Ehre nicht im Bruderkwitz.
 Bedenkt nun doch, ob das ein kluger Handel,
 Wo ihr mehr preisgebt, als zu holen ist!“
 Das sagt' er so eindringlich klar und schlicht,
 Daß keiner widersprach. — Der Leutepriester
 Von Sarnen aber, der ein Rädelsführer
 Der einen Seite war, nahm nun das Wort:
 Die Beute sei ein Anlaß nur des Streites;
 Längst hätt' ein Groll sich angesammelt, weil

Man unzufrieden mit dem Regiment.
 Und jezo kãm' es just heraus. „Vielleicht auch,“
 So fügt' er übermütig bei, „vielleicht
 Ist's gut; Gewitter reinigen die Luft
 Und so ein Streit trägt wohl zur Klärung bei.“
 Manch einer winkte Beifall dieser Rede.

Der gute Niklas aber blickte ernst.
 „Hochwürdiger Herr! Der Streit ist nicht von Gott.
 Den hat ein anderer in die Welt gebracht,
 Und schürt ihn, wie er kann. Ihr Christenleute!
 Dem Teufel müssen wir das Handwerk legen,
 Ansonst geschieht uns, was wir nicht gewollt!
 In Treuen, Brüder, rat' ich euch: schafft Frieden!
 Beim heil'gen Christ, schafft Frieden, denn ihr
 sollt es!

Und fragt nicht erst, wie sich der Streit erhob,
 Wie er geführt ward — hüben, drüben ist
 Gesündigt worden — das vergeht, verzeiht!
 Schafft Frieden jezo, denn ihr sollt und könnt es!“

Und dann erzählt' er, wie in seinen Jahren,
 Da er noch seßhaft war in Sageln, sich
 Ein Fall begab, dem unsern zu vergleichen:
 Der Müller starb und hinterließ zwei Söhne.
 Fortführend das Gewerbe des Vaters, gerieten
 Die bald in Streit: dem jüngern Bruder dächte

Für ihre Mühle das Gefäll zu schwach
 (Geröll und Staudwerk mußte man entfernen);
 Er mauerte ein neues Rinnsal, während
 Der andere zornig jenes beibehielt,
 Das schon der Vater und der Ahn benutzt.
 Das Bächlein aber, das der Rinnen zwei
 Jetzt speiste, war zu dünn; mit Mühe drehte
 Sich kaum das Rad, Geflapper gab es viel,
 Gemahlen wurde wenig und die Leute
 Von der Gemeinde fuhren schlecht dabei.
 Gar manche trugen, ob auch widerwillig,
 Ihr Korn talaus, wo doch der Müller draußen
 Ein Schälf war, der noch jedermann geschädigt.

Das ging so fort, bis eines Tages die
 Gemeinde sich besann, die Brüder vorlud
 Und also sprach: „Ihr schadet uns und euch;
 Macht Frieden jetzt, denn Frieden müßt ihr machen!“
 Da war der Zank mit einem Mal zu Ende.
 Wißt, wenn die Streitenden nur redlich wollen,
 Dann ist der Friede auch schon unterwegs!“

Getroffen von des heiligen Mannes Rede,
 Aufatmend, ja wahrhaft erleichtert riefen
 Wir lauten Beifall. — Doch von Sarnen der
 Trat wieder vor: Sie ihrerseits, sie wären
 Bereit zum Frieden, wenn man ihre Rechte —

Und flugs der Sprecher von der Gegenseite,
 Ein Domherr von Luzern, fiel ihm ins Wort:
 „Ja eure Rechte! Von den unsern spricht!
 Wer soll uns schadlos halten für die Kosten?“ . . .
 Ein Rechtsgelehrter mischte sich darein —
 Die aber brachte jetzt ein Ruf zum Schweigen:
 „Hinaus mit dem, der nicht den Frieden
 will!“

Und kaum gefallen, ward der Ruf verzehnfacht:
 „Hinaus! Hinaus, wer nicht den Frieden will!“
 Und lauter scholl's und allgemeiner: „Frieden!
 Macht Frieden ihr, denn Frieden müßt ihr
 machen!“

Und sieh, da reicht' der eine schon dem andern,
 Der Gegner reicht' dem Gegner froh die Hand;
 Und solche, die erst laut gestritten, lagen
 Sich in den Armen! Jubelnd drängt' sich alles
 Um Bruder Klaus, den teuern Gottesmann,
 Und dankte ihm und dankte Gott mit ihm.

Jetzt gab's der Arbeit nimmer viel; zwei Männer
 Erkoren wir, den Handel auszutragen;
 Was sie beschlössen, wär' uns recht und lieb.
 Und friedsam schied und fröhlich man von dannen.
 Wie Maienschnee zergeht im heißen Föhn,
 Gesah es unserm Troß von Gottes Gnaden.

Und überall, wohin die Kunde drang,
Von Stanz hinauf bis an den Gotthardpaß,
Hinab bis Zürich und nach Rhätien
Und in die Jura allgemeines Friedens=
Geläut', wie damals nach der Schlacht bei Murten!
Mit Recht: es hatten sich die Eidgenossen,
Die Tapfersten sich selber überwunden.

(Vgl. Johannes von Müller, Der Geschichte Schweizerischer
Eidgenossenschaft, 6. Teil, 5. Band, 2. Kapitel.)

Der Zweikampf.

In Träume wie verloren durchwand're ich das Land,
Das Land, das mich geboren, das süße Heimatland.
Dort, wo das Thal sich weitet am Eisack, liegt die
Stadt,
Wo meine Wiege gestanden, mein Lebensbaum die
Wurzeln getrieben hat.

Da seh' ich mich als Büblein gehen am Thuiner Rain,
Dem Thalschlufß grüßen die Burgen Sprechen- und
Reifenstein;
Die alte Nanni leitet mich sorglich an der Hand,
Die immer meinen Fragen geduldig und gesprächig
Rede stand.

„Wie war das mit den Rittern, dem schlimmen und
dem frommen,
Die beim Betläuten sind zu streiten kommen?“
„Ja, was nicht gar! Beim Betläuten haben sie
Frieden gemacht,
Das mußt du besser merken! Ich will's dir noch er-
zählen, gib aber acht!

Da waren die zwei Ritter — es ist uns nicht gesagt,
 Daß einer fromm gewesen, man hat über beide ge-
 klagt —

Sie führten Krieg zusammen das ganze liebe Jahr
 Und hatten sich so verbissen, daß keine Aussicht mehr
 auf Frieden war.

Und alles Land verwüstet! Die Bauern drohten zuletzt,
 Die eig'nen Freunde haben den beiden zugesetzt:
 ‚So macht doch einmal Frieden, es sei nun, wie es sei!
 Was muß das Volk es büßen? Berührt doch euer
 Handel nur euch zwei!‘

Endlich nach langen Reden kamen sie überein:
 Mit einem Zweikampf sollte der Krieg beendet sein.
 Sie hatten gute Pfeile und Bogen furchtbar groß,
 Leicht von der Burg des einen bis hin zur andern
 flog so ein Geschöß.

Da wurde nun vereinbart und beschworen mit Eid:
 Auf seinen Söller stelle sich jeder zur Abendzeit;
 Ganz ungewappnet wollten sie stehen frei und frank,
 Und wenn es Awe läutet, soll jeder schießen beim
 ersten Glockenklang.

Als nun die Stunde gekommen, lief alles Volk herbei,
 Um das mit anzusehen, wem Gott den Sieg verleih’.

Es war der schönste Abend, ein Abend so wie heut,
Kein Wölklein an dem Himmel, kein noch so leises
Lüftel weit und breit.

Und wie die Sonne drüben über dem Ferner hing
Und nun der alte Mesner langsam zum Turme ging,
Da hatten sie ihre Bogen schon aufgelegt und gespannt;
Und wie die Sonne gesunken und mählich nun ihr
Letzter Strahl entschwand,

Da hört, da klingt die Glocke, die Glocke zum Gebet!
Da hatten sie die Pfeile schon abgeschneilt — und seht,
So haargenau gemessen und geschossen so brav,
Daß inmitten ihres Weges ein Pfeil den andern an
der Spitze traf!

Und aus den Lüften wirbeln die Splitter hoch herab. —
Die Ritter standen, staunten und setzten die Bogen ab
Und trauten nicht ihren Augen. Doch alles Volk umher
Rief laut: „Gott hat entschieden! Das war gewiß zu
seiner Mutter Ehr'!

Sie will den Streit nicht sehen; sie hat mit bittender
Hand

Den Tod, den ganz gewissen, von ihnen abgewandt!“
Darauf von ihren Burgen stiegen die Ritter beid'
Und gingen sich entgegen und wurden Freunde jetzt
für alle Zeit.

So, siehst du, hat das Betläuten dem Krieg ein End'
gemacht,

Und Ruh' und Frieden wieder dem armen Volk ge-
bracht.

Jetzt, Karele, tu nur immer recht fleißig beten zu ihr,
Daß, wenn du's einmal not hast, sie Frieden senden
möge, Kind, auch dir!" —

In Träume wie verloren durchwand're ich das
Land,

Das Land, das mich geboren, das süße Heimatland;
Ich seh' die alte Nanni — an sie hab' ich gedacht
An manchem schweren Tage, in mancher bangen,
wetterschwülen Nacht;

Und nun, da Zwietracht wüthet und Hader rings um
mich,

Gedenk' ich ihrer Mahnung und bete flehentlich:
„Ave Maria — Mutter, du magst den Streit nicht sehn,
O gib uns du den Frieden, laß Frieden endlich
unserm Land erstehn!"

III. Von allerhand Landsleuten.

Vom Segen Gottes.

In Schwaz im Unterinntale, wo die großen, jetzt verlassenen Bergwerke sind und die silberne Glocke, die man stundenweit läuten hört, lebte vor nicht so langer Zeit ein Bergknappe. Er war nicht reich, wie sich wohl denken läßt; aber weil er seinen Hammer zu schwingen wußte, so fand er und sein braves Weib — Kinder hatten sie nicht — ein gutes Auskommen und brauchten nicht schmal abzubeißen.

An einem Mittag nun war unser Knappe hungrig und müde vom Berg heimgekommen und hatte sich kaum an den Tisch gesetzt, als ein Nachbar hereintrat, um in der Geschwindigkeit etwas zu bereden. Und wie es so Sitte ist, einen zu grüßen, wenn er juist Mahlzeit hält, tat auch der Nachbar: „Guten Appetit und Gott segn' 's Euch!“ Der Knappe aber, dem die Suppe vortrefflich schmeckte, lachte übermütig und sagte: „Der Appetit fehlt nicht und wo der ist, braucht's einem kein Herrgott nit zu segnen.“

Diese Rede schien dem andern nicht schön, er sagte aber nichts weiter, machte sein Geschäft ab und ging.

Unterdessen war die Suppe fertig geworden, es kam die Pfanne herein, aber die Schüssel und die Pfanne standen schon lange leer, als der Knappe noch immer den Löffel nicht weglegte, bis endlich sein Weib sagte: „Heut mußt du wohl Hunger haben . . . ich will dir noch eins kochen.“ Dagegen ward nichts eingewendet, sie kochte und er aß, aber wieviel sie kochte und wieviel er aß — er wurde nicht satt. Der Tausend, denkt er, was ist das, und es stieg ihm heiß auf: „Sollt' das eine Strafe sein, weil ich so dumm geredet hab'? . . .“ Er sagte nichts weiter, ging in den Berg und meinte: Zu Abend will ich schon essen!

Es ward Abend und der Knappe aß und ward nicht satt. „Weib,“ sagte er, „ich weiß nicht, was ich heut für einen kuriosen Hunger hab', ich kann ihn nicht stillen. Morgen in der Früh nimmst du die große Pfanne!“

Ja, aber was half es, daß er von nun an schon in der Frühe die große Pfanne voll aß, daß er all seinen Taglohn und noch darüber veraß? Er wurde nicht satt, Tag aus, Tag ein, Zeit seines Lebens!*) Als bald nun hat er eingesehen, wie das eine Strafe

*) Ich selbst habe in Italien einen alten Mann kennen gelernt, der in seinem Leben nicht satt werden konnte; er litt an einer Magenkrankheit.

sei für sein hoffärtiges Wort und wie der Herr ihn nicht mehr segnete, weil er den Segen Gottes von sich gewiesen hatte.

Ihr mögt euch nun vorstellen, was das für ein trauriges Leben war, das unser Bergknappe führte! Wenn er des Weges ging und rief ihm einer nach: „Klaus, nicht auf die Hochzeit?“ oder: „Klaus, nicht zum Junftmahl?“ da schlich er davon und sah sich nicht um, weil er glaubte, man müsse ihm den Hunger am Gesichte ansehen, und daheim weinte er zu seinem Weibe: „O ich armer Mensch, daß mich der Herr also gezüchtigt hat für mein lästerliches Reden! Ich hab' mein Segfeuer hier auf Erden.“

Und so mag es wohl auch gewesen sein; denn er starb zuletzt eines gottesfürchtigen Todes und hatte seine Sünde hart gebüßt. Auf dem Sterbebette aber bat er den Beichtvater, daß er seine Geschichte öffentlich auf der Kanzel erzählen sollte zum abschreckenden Beispiel; und so geschah es in der Schwazer Pfarrkirche bei der vierzigstündigen Andacht und gehört hat es mein eigener Großvater.

* * *

Solche Fälle, liebe Freunde, sind gar nicht selten, und ich meine, es könnte schier jeder von euch

etwas Derartiges erzählen. Wer weiß denn nicht, daß da und dort ein Bauer lebt, der hat eine große Scheune und viel Vieh und Feld und blankes Geld in der Kiste und es reicht ihm doch immer nicht: er bleibt mit den Steuern im Rückstande, und wenn ein Armer zu ihm kommt, nur um ein Stücklein Brot, dann muß er ihm sagen: „Mein lieber Du, ich hab' selber zu wenig, ich muß selber sehen, wie ich auskomm'!“ — Dagegen gibt es manches Bäuerlein und manchen Tagwerker, die nichts weiter haben als eine große Familie und sie bekommen satt. „Ich weiß selber nicht,“ sagt die Hausmutter, „wo's herkommt, wir haben allemal etwas. Das ist halt der Segen Gottes!“ . . .

Ja, Hausmutter, der Segen Gottes ist das! Denn freilich ist's wahr, es wächst auf allen Feldern, weil „der Herr seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte“, aber ich brauch' mir nur einzubilden, daß die Sonne das Auge Gottes sei, um den Unterschied zu begreifen. Ist's nicht gar etwas anderes, wie einem jemand ins Gesicht schaut? Vom Widersacher mag ich den Blick nicht ertragen — als ob Gift drinnen wär'! Sieh aber einmal, wie eine Mutter ihr Kindlein anblickt — als ob sie ihm das Leben noch einmal geben wollte, das es schon hat von ihr! Und doch ist es das

gleiche Menschenauge, das uns so wehe tut und so wohl. Darum sage ich: die Sonne, die da aufgeht über Gerechte und Ungerechte, sie ist wie das Auge Gottes und tut nicht einem jeden gleich. Brot hat der Herr dem Schwazer Bergknappen wachsen lassen wie allen anderen vor und nach ihm, und er aß mehr als die anderen; aber er konnte sich nicht satt essen, da der Herr es ihm nicht segnete. Hingegen gedeiht den Frommen alles zum besten: Er segnet ihr Weib und Kind, ihr Haus und Hof und gar noch über das Grab hinaus ist gesegnet ihr Angedenken.

Da lebte um dieselbe Zeit wie der Schwazer Bergknapp im Dörflein g'rad gegenüber, zu Stans, ein ehrsammer Bauersmann, der Stöger genannt. Der hatte kein besonders großes Gut, aber er arbeitete und betete fleißig und hatte Brot für sich und sein Weib und seine 16 Kinder. — 16 Kinder, wird mancher denken, 16 Kinder! Wenn es schon wahr ist, daß die Kinder offenbar ein Segen Gottes sind und der Herr verheißen hat: „Siehe, wie die Schößlinge des Ölbaumes sollen sie sitzen um deinen Tisch, denn so will ich segnen den Gerechten“ — aber 16 Kinder! Da muß der Laib Brot doch gar großmächtig sein, daß noch der 16. Teil ausgibt, und die Pfanne darf wohl weit sein, daß ihrer 16 Löffel

darin tunken können! . . . Indessen, wie gesagt, unser Bauer hatte Brot für alle und lebte vergnügt und zufrieden, bis die unseligen Kriegszeiten kamen. Da sagte er, der ein Kernmann war, zu seinem Weibe: „Jetzt den Stutzen! Ich muß für Gott, Kaiser und Vaterland — für Brot soll derweil ein anderer sorgen.“ Und fort ging er und war unter den ersten überall, wo's heiß herging, ein treuer Mitkämpfer des Andreas Hofer. Da aber die Feinde das bald genug erfahren hatten, kamen sie nach Stans, fragten nach seinem Haus und plünderten es rein aus, zweimal die Franzosen und einmal die Bayern, und hausten entsetzlich. — Als darum unser Bauer nach dem Friedensschlusse heim kam und all sein Gut, was er hatte, verwüstet und sein Haus so zugerichtet sah und die Kinderlein um ihn herum „Brot!“ schrien, da kam er sich freilich vor wie der Vogel, der fliegen wollte, nachdem sie ihm die Federn gerupft hatten. Dazu noch die teuern Zeiten, die jetzt ins Land brachen und davon man noch heutigentags im Innsbrucker Museum eine Semmel aufbewahrt, zum Beweise, daß man sich Anno damals für einen alten Kupferkreuzer auch nicht sattgegessen hat.

Was also tut nun unser Bauer? — O, was tut er! Er vertraut auf Gott, hebt an zu arbeiten und

zu beten und hat wieder sein tägliches Brot mit samt dem Weibe und seinen vielen Kindern; und als er wohl erst viele Jahre darauf starb, hinterließ er einem jeden ein nettes Sümmden Geld und der Älteste kriegte den Hof, neu hergerichtet und schuldenfrei.

Das versteht nun freilich nicht einer, der an den Segen Gottes nicht glaubt; wir aber wissen wohl, daß der Herr, der einmal mit 7 Bröcklein und wenigen Fischen 4000 Mann gespeist hat, auch heute noch aus wenigem viel machen kann, und es ist dieser Gedanke an den Segen Gottes heutzutage doppelt trostreich, wo die Zeiten schlecht sind und alles immer teurer wird. Ich weiß nicht, aber ich meine, es wird nicht viele geben unter euch, die an Überfluß leiden; wer da aber reich ist, der vergesse nicht die Geschichte vom Schwazer Bergknappen, der trotz allem Essen nicht satt geworden ist, und der Arme soll sich trösten mit dem Stanser Bauern, den der Herr nicht im Stiche ließ, als er nichts mehr hatte; denn er war gottesfürchtig und der Herr segnete ihn.

Und ja, wißt ihr, wer der Stanser Bauer war? Ich will es euch nicht vorenthalten, vielleicht, daß ihn einer noch gekannt oder von ihm hat reden hören. — Der Bauer hieß Anton Obrist und war

mein leiblicher Großvater mütterseits. — Warum ich das gar im „Hausgärtlein“ sage? Schau, weil ich immer an ihn denken muß, wenn von den alten Ehrenmännern die Rede geht, und weil ein jeder das Recht hat, sich darauf etwas zugute zu tun, wenn er von braven Eltern ist. Der liebe Gott selber hat es so gewollt; denn Er segnet das Andenken der Gerechten, und wenn sie schon lange im Grabe modern, müssen noch die Leute von ihnen sagen: „Das waren die rechten Ehren- und Kernmänner; Gott hab' sie selig!“ Und selig hat Er sie auch!

Wohltun trägt Zinsen.

Nun will ich aber auch eine Geschichte von meiner Stanser Großmutter erzählen; denn wenn von einem braven Manne die Rede ist, fragt man immer auch nach seiner Frau.

Sie war vom hintersten Pöllberg gebürtig, beim Höfler hieß ihre Heimat, die sie schon mit 18 Jahren verließ, um dem Stögerbauer seinen Herd zu gründen. Und „ein schöneres Paar ist nie hineingegangen in die Stanser Kirch“, pflegte noch in seinen ältesten Tagen der Kunstmaler Josef Arnold zu sagen, der selber ein Stanser war. — Aber so schön es sich nun auch anließ und einen so braven Mann das Burgele nun auch hatte, Arbeit und Sorge, Kreuz und Leid hat sie in ihrem langen Leben (sie starb erst 1857) genug erfahren, besonders in den Kriegszeiten und den darauffolgenden Hungerjahren. Doch erfuhr sie auch den Segen Gottes an sich und den Ihrigen, weil sie selber barmherzig war, und was auf der einen Seite hinausging, ist auf der andern wieder hereingekommen. Meine Mutter selig hat mir davon ein gar merkwürdiges Beispiel erzählt.

Von Schwaz herab kam alle Samstage eine arme Frau zu Besuch. Im Stögerhaus nannte man sie, wie überall, die Jungfer Julian'. Sie hatte in jungen Jahren in einem gräßlichen Hause gedient und kleidete sich immer noch ein wenig städtisch, immer sauber und nett, und ihre Armut wußte sie mit einem Anstand zu tragen, daß sie niemandem gering erschien. Aber ihre wöchentlichen Besuche in Stans galten gleichwohl der Empfangnahme eines Almosens; gewöhnlich war es ein Laib Brot und Butter, oder etliche Eier, ein Stück Speck. Nur nahm sie das nicht ohne weiteres wie andere Arme entgegen, sondern brachte jedesmal eine Art Gegengabe: ein paar Bildchen für die Kinder, ein Blumenstöcklein, ein paar gehäkelte Strumpfbänder und dergleichen. Meist suchte sie auch sich im Hause gefällig zu erweisen, wartete der Kinder oder setzte sich ein paar Stunden an den Nähtisch. Das Almosen, das sie erhielt, schien fast nur eine Gegenleistung zu sein.

Als im Jahre 1809 der Krieg heftiger als je entbrannte, bekam man im Stögerhaus die Jungfer Julian' nicht mehr zu Gesicht. Sie hatte mehr gute Häuser, wo sie vorsprechen konnte, nirgends ließ sie sich jetzt sehen, obwohl sie ja in Schwaz geblieben und täglich in der Kirche zu treffen war. Die Leute sagten sich, sie werde wohl denken, daß es jetzt soviel

andere, noch notdürftigere Arme gebe; aber sie müsse doch wohl einen Sparpfennig auf die Seite gelegt haben, denn von was lebte sie sonst?

Nur einmal traf sie mit der Großmutter, und zwar ganz unerwartet, zusammen. Das war in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai des Jahres 1809, damals nach der unglücklichen Schlacht bei Wörgl. Die Bayern und Franzosen waren im Unterinntal eingebrochen, die ganze Talsohle wimmelte von feindlichem Militär; brennende Dörfer zeugten von der sinnlosen Wut des Feindes und was man sich von ihm zu erwarten hatte. Was fliehen konnte, floh — hinauf in die Berge, auf die Alpen, ins steile Gesschröf. Die Stögerbäuerin mit sieben Kindern nahm ihren Weg über Heuberg hinauf in die Stanser Oaxfenalm, viele Familien aus dem Dorfe schlugen dieselbe Richtung ein; droben stieß man auf andere Flüchtlinge aus Fiecht und Schwaz. Wie konnten die wenigen Heustadel reichen für solche Scharen? Woher Holz zur Feuerung, woher Nahrung nehmen für so viele?!

Es war Nacht geworden, kühle, sternenhelle Nacht. Die geängstigten Menschen schlossen sich in einzelnen Haufen zusammen. Unten türkische Musik und verworrenes Getöse, Angstschreie, Kommandoworte. Jetzt Stille — dann ein Kanonenschuß und

noch einer. Die Kinder heulen. Ruhe, Ruhe! daß der Feind nicht auch hierher komme!

Und jetzt ein Gejohle von unten: Furio! Furio! ... Es brennt! Unweit der Spitalkirche steigen die Flammen empor. Die armen Kranken! Und wieder eine Flamme bei den Häusern des Grafen Tannenberg an der Pfarrkirche, und dort eine dritte hinter dem Sugerhaus! Um Gottes willen, sie haben Schwaz in Brand gesteckt! Die Flammen verbreiten sich, Entsetzen lähmt die Menschen, die von der Höhe des Jochs gerade hinabsehen auf das ungeheure Flammenmeer, das Prasseln des Feuers, das Stürzen der Balken, das Angstgeheul der Tiere vernehmen. Eine entsetzliche Nacht!

„O Kinder,“ pflegte meine Großmutter zu sagen, wenn sie von dieser Nacht erzählte, „der hat die Welt nicht erfahren, der den Krieg nicht miterlebt hat!“ —

Die schlimmste Sorge unter den Flüchtlingen war die um die Kinder. Sie drückten sich wie in die Enge getriebenes Wild aneinander, zitternd und wimmernd. Kaum die Säuglinge schliefen. Der Morgenwind setzt ein, die Kälte, und dazu, was die Mutter schon lang gefürchtet hat: der Hunger! Ab und zu hört man Rufe: „Mutter, Hunger!“ Und einmal laut geworden, verdreifacht sich der Ruf. Was die

Flüchtlinge an Nahrungsmitteln mit sich trugen, war wenig, das Wenige fast schon aufgebraucht.

Die Großmutter mit ihren Sieben saß etwas abseits, stumm und verzweifelt. „Mutter, Hunger!“ riefen immer wieder die kleinsten; vergebens mahn- ten die größeren zum Schweigen. Da trat ein Weib- lein zu ihnen: — „Julian', du bist's?“

„Ja, Stögerin, ich hab' was für die Kinder!“

Sie nahm das Tuch vom Rücken, in dem sie ihre besten Habseligkeiten mit sich schleppte, und holte Brot hervor, drei Laibe.

„Zwei gehören euch — nehmt!“

„Nein, zwei nicht, zwei sind zuviel. Einen nehmt ich. Daß dir's Gott vergelte! Vergelt's Gott im Himmel oben, Julian', zu tausendmal!“

„Aber nein, ihr nehmt die beiden! Ich bin allein, ihr zu acht! Nehmt, nehmt! Wie viel Laibe Brot hab' ich von euch erhalten!“

Und die Großmutter nahm beide Laibe. „Ju- lian',“ sagte sie, „wenn uns Gott am Leben läßt, mein Lebtag will ich's dir gedenken!“

Die Großmutter hat Wort gehalten. Als die Flüchtlinge wieder zurückkehren konnten, der Feind geschlagen war und der Krieg nach vielen Wechsel- fällen allmählich zu Ende ging, und endlich wieder erträgliche und zuletzt geordnete Verhältnisse ein-

traten, und der Backofen, den die Feinde niedergeworfen hatten, neu aufgemauert war und die Großmutter wieder alle vierzehn Tage ihr Brot buk, da wurden immer und immer zwei Laibe gebacken für die Jungfer Julian'. Und so oft diese ihr Brot zu holen kam, wurde die Erinnerung an jene fürchterliche Nacht wieder aufgefrischt und der Dank erneuert, den die Stögerin ihrer Wohltäterin von damals schuldete.

Der Brauch blieb in Kraft, auch während der Hungerszeit, die in den Jahren 1816 bis 1818 hereinbrach. Freilich wurde das Korn jetzt mit Hafer und Kleie versetzt, später mit noch geringeren Nahrungsmitteln (bei den Armen wohl gar mit Sägespänen), das Feuer im Backofen brannte kaum mehr alle Monate, die Brotlaibe fielen klein und kleiner aus; aber ihre zwei Laibe erhielt Julian' nach wie vor. Und kein Sträuben half: sie mußte ihre Laibe in Empfang nehmen. „Das sind wir dir schuldig.“

Auch die Hungersnot nahm ein Ende. Der Kaiser hatte Getreide aus Ägypten kommen lassen, man erhielt wieder Saatkorn und die Witterung der folgenden Jahre war günstig. In der langen Friedenszeit erholte sich das Land und die Brotlaibe für Jungfer Julian' machten der Stögerin keine Sorge mehr. Sie legte meist noch mancherlei dazu.

Aber nun war es die gute Julian', die immer wieder behauptete: das wäre nicht recht, sie hätte hundertmal mehr empfangen als gegeben, und konnte sich nie genug tun, ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Nicht selten unterbrach sie jetzt ihre Besuche; sie war älter und fränklicher geworden. Da mußten ihr dann die Stögerkinder das für sie Bestimmte nach Schwaz hinaufbringen. Und sie gingen immer gerne zur Jungfer Julian'. Meine Mutter erinnerte sich noch in alten Tagen an das freundliche Stübchen, das von Reseden und Veiglein duftete, und an die schönen Äpfel, die ihr die gute Julian' zu- steckte. Denn was sie vom Stögerhaus erhielt, das war immer „zu viel, viel zu viel“, sie bedauerte stets, daß sie gar nichts dagegen tun könne.

Eines Tages kam die Post ins Stögerhaus, daß die alte Julian' fast plötzlich gestorben sei: Viele Leute, auch meine Großeltern, gaben ihr das letzte Geleite, und am Heimweg vom Friedhof konnte man ihr Lob hören als das einer guten und wahrhaft würdigen Armen. Die Großmutter prägte es ihren Kindern ein: „Kinder, wohltun können auch arme Leute; unter Umständen oft mehr als reiche, mancher Arme hat schon mehr gegeben als empfangen: Das gute Herz ist der reiche Schatz, aus dem wir schöpfen können.“ —

Nun hört aber noch ein Nachspiel! Als wenn es die alte Julian' gedrückt hätte, daß sie als Schuldnerin von der Welt gegangen sein sollte, erhielt mein Großvater ein paar Monate nach ihrem Tode eine Vorladung zum Kreisgericht Schwaz, mit der Weisung, seinen Tauffchein mitzubringen. Und der Richter eröffnete ihm: die Juliana N. sei ohne Testament gestorben und habe ein artiges Sümmchen Spargeld hinterlassen, Dukaten, Taler und Zwanziger, in Summa über 500 Gulden. Das Gericht habe nun nach ihren Verwandten geforscht und es hätte dabei den Anschein gewonnen, daß der einzige noch lebende, wenn auch entfernte Verwandte der Stögerbauer in Stans sei. Der Richter verlangte dessen Tauffchein zu sehen und forschte weiter nach seiner Abstammung, und zuletzt wurde dann festgestellt: der einzig Erbberechtigte ist wirklich der Stögerbauer in Stans. So erhielt der Großvater das Geld und Jungfer Julian' hat noch nach ihrem Tode mit Zins und Zinseszinsen zurückerstattet, was sie bei Lebzeiten ihrer Meinung nach „zuviel, viel zu viel“ erhalten hatte.

Vornehme Leute.

Als der verewigte Landeshauptmann von Tyrol, Dr. Haselwanter, der bis zum Jahre 1849 einfacher Advokat gewesen war, dann aber auf einmal zum Generalprokurator des Landes und k. k. Hofrat erhoben wurde, da eilte er hin zu seiner alten Mutter, einem gar verständigen Bauernweiblein, und sagte: „Jetzt aber, Mutterle, werdet Ihr wohl Freud' haben an Euerem Sohne?“ — „Freud'?“ sagte die Alte, — „o mein Bub, jetzt muß ich halt noch mehr beten für dich.“

Der Richter von Toblach.

Der Richter Christoph Herbst von Toblach saß
An seinem Aktentisch im schweren Lehnstuhl.
Und vor ihm stand sein munt'res Ehgemahl.

„Du hast mich rufen lassen, mitten von der Arbeit;
Was gibt's? Ich bitte dich, mach's kurz! . . . Was
hast du?

Was siehst du so verstört?“ . . . ,Der Kerkermeister
War hier' . . . „Um mich?“ . . . ,Du weißt, im
Fasching gab ich

Ihm Urlaub einen Tag. Der alte Klaus
Vertrat ihn' . . . „Weiß wohl; damals, als wir just
Die vielen Gäste hatten, die von Rasen
Und Welsberg, wo's so lustig herging!“ — ,Wohl.
Und mitten in der Lustbarkeit erschien
Der Klaus: man habe einen eingebracht.

Die unteren Gelasse waren alle
Besezt, im Turmverließ allein noch Platz' . . .

„Nun, und?“ — ,Ich ließ ihn dahin bringen.' —
„Und?

Was hat der Schelm getan?“ — ,Das weiß man
nicht.'

„So laß ihn laufen dann!“ — „Ich hab' ihn nicht
Verhört.“ — „Was, nicht verhört? Ja, Mann, seit
damals!“

„Besinne dich! Der Faschingssonntag war's.
Wir zechten lang, am andern Tag Besuche —
Der Kerkermeister wußte nichts von ihm.
„Wie, wußte nichts?“ — „Der Klaus vergaß, der
alte.“ —

„Um Gott — und dann?“ ... „Er ist vergessen
worden.“

„Vergessen und — ? Ach Gott im Himmel sprich!“ —
„Vergessen und — Gott sei uns gnädig, Frau!“

„Herr Jesu Christ, ich hab' ihn schreien hören!
Du sagtest mir, der Sturm, da schlief ich ein —
Zeit meines Lebens hör' ich jenen Laut!“ ...

* * *

Unheimlich war's von jener Stunde an
Auf Herbsenburg. Als ob die Rufe des
Verhungernden, einst ungehört, nun nicht mehr
Verhallen könnten, schien aus jedem Winkel
Ein Laut, ein mattes Röcheln, ein Gestöhn,
Ein Fluch zu kommen; langgezog'ne Seufzer
Erschreckten die Bewohner jede Nacht.
Das Ingesinde kündete den Dienst;
Der Richter selbst und seine mutige Frau,

Zu Schemen abgehärmt, verließen endlich
Auch sie ihr Heim; und kurz darauf sah man
Sie pilgern gegen Rom, an Petri Grab
Verzeihung sich und Sühne zu erflehen.

Und hier bestimmt' der Richter seine Buße,
Er selbst: daß an das eine folgenschwere
Versäumnis seines Lebens Stund um Stunde
Er sich erinnere; und daß, wann immer
Er künftig seines Richteramtes walte,
Er selber sich als Schuldigen bekenne:
Ließ eine Kette schwer von Eisen sich
Herr Christoph Herbst um seinen Nacken schmieden.
Die trug er heim und trug sie bis zum Tod.
Auf seinem Grabstein an der Kirchenmauer
In Toblach sieht man ihn noch heute so,
Gemeißelt knien mit der Eisenkette.

König Laurin.

Ein Bauernspiel in drei Akten.

Diese Dichtung ist mit wenigen Ausnahmen durchaus in bauerlicher Mundart zu sprechen. Nur der Gemeinverständlichkeit halber erscheint sie hier aus dem Dialekt des Eisacktales, in dem sie geschrieben wurde, soweit es tunlich, in die Schriftsprache übertragen, was man sich besonders hinsichtlich des Reimes vor Augen halten wolle. —

Der Dichtung liegt eine alte Volksjage zugrunde, die Johann Adolph Henl in seinem prächtigen Buche: Volksjagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, S. 336 f. (Der Jagerhäns afn Roasngärtn) erzählt.

Ort und Zeit der Handlung:

Der I. und III. Akt spielen im Dorfe Seis am Schlern, der II. im Innern des Schlern.

Der III. Akt spielt 30 Jahre nach dem I. und II.

Personen:

Der Jäger Hans.

Mena, seine Braut.

Der Bauer, }
Die Bäuerin, } Verwandte der Mena.

Moidle, }
Peterle, } zwei kleine Enkelkinder des Bauern.

Barbe, }
Lise, } Mägde des Bauern.

Zwei Holzknächte.

Der Ortsgeistliche.

Ein Bräutigam.

Eine Braut (im Spiel dieselbe Person wie Mena).

Hochzeitsgäste.

Musikanten.

Volk.

Eine welsche Bettlerin.

König Laurin.

Prinzessin Hulda, seine Tochter.

Triangel, der Oberzwerg.

Mehrere Zwerge.

I. Akt.

Im Dorfe Seis die Gasse, die zur Kirche führt. Im Hintergrund der Söflern. Rechts das Bauernhaus; im Halbstock ein Söller, von dem man das Haus betritt. Neben dem Söller ein Erker. Ein zweiter Eingang zum Hause ist zu ebener Erde, hinter dem Söller. Links am Wege ein Kreuzfig.

1. Szene.

Barbe und Lise auf dem Söller, spinnend.

Barbe:

Wie ist's selb halt gangen: „Musikanten sein da . . . ?“

Lise:

Ah, „Huirehalladia“?

Barbe:

Nachher?

Lise (singt. Barbe fällt bald ein):

Huirehalladia,
Musikanten sein da!
Slinke Süß', neue Schuh,
Und ietzt tun wir dazu —
Wo ist denn mein Bue?

Hollaréhuldio,
Die Buebmen sein do!
Und ietzt grad g'schwind,
Wer die seinige find't,
Ummedum wie der Wind!

Barbe (nach kleiner Pause):

Und wohl g'redt hat er nachher? Jetzt endlich,
gelt?

Lise (vertraulich):

Beim Kirchtagtanz . . .

Barbe:

So ist's auf der Welt:
Übereinst kommts All's einmal an den Tag.

Lise (nechtich):

Wirst sehen, ich sag dir's, wenn ich mag . . .

Barbe:

Ja nachher laß hören!

Lise:

Etwa schön hat er gred't! . . .

Barbe (lachend):

Geh, Lisl, du hast es vergessen, ich wett'!

Lise:

hm, wundern wohl tät's dich? . . .

Barbe:

Ich gäb' was drum!

Lise (wichtig):

Nachher b'halt's bei dir und dreh mir's nit um! . . .
Weißt, Lis', hat er g'sagt, i hab' dich so gern,
Ich verkaufet' dich nit um ein Schloß im Schlern.

Barbe (lachend):

Was? „Um ein Schloß im Schlern“? . . .

Lise:

Just so hat er g'sagt!

Barbe:

G'hört hab' ich das nie.

Lise:

Weil d' kein' Hiesige bist. So sagt man dahie.

Barbe (kopfschüttelnd):

Etwa Ernst, meinst, wird ihm g'wesen wohl sein?

Lise (fast erschrocken):

Dem Peter? Ah wohl! Der Peter g'hört mein! . . .

2. Szene.

Aus dem geöffneten Fenster des Erkers läßt sich Mena vernehmen.

Mena (im Erker, grell lachend):

Ah, der Peter! Der Peter, der redt also¹⁾ schön!

Barbe (unwillig zu Lise):

Hörst, das ist jetzt doch kein' Art mehr von ihr!
Das Hinterrückslosen, wie die Wallischen tun!

Lise (verzagt):

Na, das reut mich jetzt doch, daß ich g'redt han zu dir.

¹⁾ also = so.

Barbe (tröstend):

Du, die Mena, kann sein, daß s' ihn selber gern möcht'.

Lise:

's selb kann auch wohl sein, 's selb hast du schon
recht! . . .

3. Szene.

Barbe, Lise und Mena auf dem Söller.

Mena

(aus dem Hause eintretend, stürmisch):

Da hat man's! Die Lis' und der Peter ein Paar!
Ja, da bring' ich dir halt meine alleraller-
schönsten Glückwünsche dar!

Lise (verärgert):

Die kannst du dir b'halten! — Dich geht's auch
nichts an.
Für dich hab' ich nit g'redt. Und jetzt mach dich
davon!

Mena:

Ja nu, wenn Ihr doch ins Verkündbuch sollt,
Da hab' ich halt frisch gratulieren gewollt!

Lise:

Ah, freilich! Das käm' dir von Herzen, dir!

Mena (verächtlich):

Ja meinst, daß ich auf den spekulier'? . . .

Lise:

Es würd' dir nichts nußen!

Mena (spöttisch):

Ja nein, in Gottesnamm'!

Den muß ich dir lassen! — Ihr paßt's auch gut
z'samm!

(Zu Barbe): Ah wirst du grad sehen: es kommt
noch afo,

Die gewöhnt dir dem Peterle 's Schielen gar ab!

Barbe:

Geh, Mena, das ist jetzt wohl nimmer schön!

Lise (zu Barbe, heftig):

Ah, laß sie nur reden, ah laß sie nur tun!

Sie ist ja die Zirmertochter, weißt wohl!

Und so eine fragt, was sie darf oder soll!

(Zu Mena:) Grad eins noch, grad eins, das sag' ich
dir, dir:

Du würd'st einmal froh sein, könnt'st tauschen mit
mir.

Denn das, das wirst doch wohl selber seh'n:

Wenn dich einer fragt, ist's aufs Geld abg'seh'n;

Bloß dein'twegen allein hat dich keiner gern!

Mena (lachend):

Ah freilich, a so als wie 's Peterle dich!

Da muß ich ja z'rückstehn bei weitem, ich!

4. Szene.

Die Vorigen. Die Bäuerin.

Mena

(zur Bäuerin, wie sie kaum den Söller betreten hat):
 Gelt, Basl, so ein Schloß im Schlern,
 Das gilt wohl etwa ein' Million?

Bäuerin:

Was habt ihr denn da für ein talket's¹⁾ G'red? . . .
 (Zu Barbe und Lise): Jetzt greift ihr mir nachher
 eine Arbeit an!

Du gehst einmal zu den Kindern au'n²⁾,
 Und du, Lise, wirst müssen in die Kuchl schau'n!
 (Zu Mena): Lang kann er nit aus sein mehr,
 der Göd.

Barbe:

Ja gleich! Aber was wir g'red't haben gar:
 Von ein'm Schloß im Schlern. Ist das wohl wahr? . . .

Bäuerin:

Man erzählt sich wohl allerhand. Wirst schon noch
 hören.

Jetzt tu dich einmal um dein' Arbeit scheren!

Mena:

Ich kann mich auch auf die G'schicht' nimmer b'sinnen.

¹⁾ ungeschicktes, dummes. ²⁾ = auf'n (auch augn) = hinauf.

Bäuerin (zu Mena, freundlich):

Kommst grad einmal außer auf die Nacht zum
Spinnen,
Nachher wirst du's erfragen.

Mena:

Hm, g'wißt wär' besser als erfragt.

Bäuerin:

Seid Ihr so wundrig! Die Lise soll gehn,
Die weiß es zuerst, der hab' ich's schon g'sagt.

Mena (spöttisch):

Ja mein, grad die Lise dünkt's so viel schön! . . .

Bäuerin:

Ja, ist halt so ein' alte G'schicht!
Ein Teil tut's glauben, ein anders glaubt nichts.
Dem König Gozzo habt ihr wohl g'hört sagen,
Den der Riel', der Dietrich, hat erschlagen?
Auf dem Burgstall droben, ihn und sein Weib.
Nachher hab' sich der Laurin, der ihr Sohn,
Nimmer sicher g'wißt und sei auf und davon,
Mittellst eini¹⁾ in' Berg.
Da hab' er sich lassen von seinen Zwerg'
(Wo er etliche tausend hat g'habt, die ihm dienen),
Ein Schloß erbauen (man redt auch von zwei'n)

¹⁾ = hinein; so auch aufi = hinauf, abi, ummi
= hinab, hinum usw.

Don lauter Gold und Edelstein.
 Der Berg muß innen hohle sein.
 Und Schlösser, schon vor lauter schön,
 Die Augen möchten ei'm übergehn.
 Könnt's euch vorstellen, wie das ist:
 Rubin, Smaragd und Amethyst,
 Fenster von g'schliffenem Bergkristall,
 Die Stiegen von Silber, die Dächer von Gold,
 Und ein Glanz und ein' Pracht und ein Prunt
 überall!

Ja, Mädeln, ich wollt',
 Ich könnt's einmal sehen! . . .

Barbe:

Aber g'sehen hat's niemand?

Bäuerin:

Niemand will ich nit sagen.
 Mein Ehn¹⁾ hat ein' kennt, den's hat eini getragen.

Mena:

Geh, was nit gar?

Barbe:

Ja wie nachher das?

Mena:

Erzähl, erzähl!

¹⁾ Großvater.

Bäuerin:

Ist bald erzählt.

Die Wolfscharten droben (nach dem Schlern weisend), die
seht ihr fein?

Dort, hab' i allm¹⁾ g'hört, soll's nit heimlich sein.

Einmal sei einer g'wesen, ein laubfrischer Bue,

Ein schöner, ein waxer²⁾, ein Jäger dazu;

Der hat g'wohlt ummi über die Höh'.

Nachher beim Rosengarten oben hab' er ein Blümel
getroffen,

Ein ganz ein b'sonder's, es heißt die Rapunzl;

Und nach dem Blümel sei er aufi g'schlossen

Durch alle Köfel und reißt's halt ab.

Indem aber macht's ein' Dunderer³⁾ und da,

Wo er steht, tut sich auf ein Spalt —

Es überläuft ihn heiß und kalt

Und er versinkt! . . .

Jetzt, wie er zu ihm selber kommt,

Steht er vor ein'm Schlosse drinn im Berg,

Ringsum herum ein Haufen Zwerg

Und mitten drin die Königin!

Eine junge, schöne. Die kommt auf ihn

Zucker⁴⁾ und sagt ihm frisch:

Jetzt g'hör' er ihr; zu Bett und Tisch,

¹⁾ allemal, allzeit. ²⁾ schneidiger ³⁾ Donnerschlag.

⁴⁾ Herzu.

Bei Tag und Nacht! Und dreißig Jahr
 Und drei Tage muß' er ihr dienen gar!
 Und 's selb hat er gemüßt.
 Nachher, wie die Zeit um ist gewesen,
 Da haben sie ihn g'nommen
 Und haben ihn wieder außi g'schmissn.
 Und wie er drin liegt in der Rihn¹⁾,
 Ist er wohl wieder zu ihm selber kommen
 Und hat gekönnt den Heimweg nehmen;
 Aber g'lebt hat er bloß mehr ein paar Stund,
 Grad daß er noch all's hat erzählen gekönnt.
 Mein Ehn ist dabei gewesen und —
 Hätt' er's nit g'hört, wie wüßet' ich's? . . .
 Jetzt schaut, daß euch nimmer der Wunder²⁾
 brennt!

Barbe (sich erhebend):

Vergeltsgott, Bäuerin, für die G'schicht!
 Zu glauben etwa brauchd man's nicht?

Mena (ernsthaf):

Die Basl glaubt's . . . (Abspringend): Und 's selb
 ist g'wiß:

Wenn's eins nit laugnet, ist's die Liff!

(Barbe und Lise sind ins Haus zurückgetreten.)

¹⁾ Rinne. ²⁾ Neugier.

5. Szene.

Mena und die Bäuerin.

Bäuerin:

Was hast denn du mit dem Lisele mehr? ¹⁾

Mena (geheimtuerisch):

Ja, das wenn d' wüßtest! Was und wer!

Bäuerin:

Mein, tu' mir sie nit so drangsalieren!

Ist zuerst so eine verzagte Haut,

Die sich nit aufi, nit abi traut,

Und so oft g'rad aufer kommst, mußst sie sectieren!

Mena:

's selb wird sie wohl etwa noch erleiden?

Bäuerin:

Es würd' dich selber auch nit freuen.

Und weißt', g'rad von dir nimmt man's nit gern an.

Mena:

Ja warum g'rad von mir? Was hab' ich denn
getan?

Bäuerin (ernst):

Schön und reich bist und sie ein' Utschappel ²⁾ daneben!

Weil sie meinen muß, du tät'st sie verachten,

Kann ein Wörtl von dir leicht Fürübel aufheben.

Das solltest du allm ein bißl betrachten.

1) wieder. 2) ein armes Ding.

Mena (verdrossen):

Ah mein, so ist's in der buckligen Welt,
Man hat mehr Verdruß als Freud von sein'm Geld!

Bäuerin:

Wird schon anderster ¹⁾ werden, wenn d' eine Bäuerin
bist,
Eine Glucke mit Händeln und der Hahn auf'm Mist . . .

Mena:

Geh, laß mich aus!

Bäuerin:

Nein, g'rad heut möcht' ich reden mit dir.
Weißt, warum? Ich hab' dir's schon sagen gewollt:
Den Jager Hans hat der Bauer b'stellt,
Er muß bald da sein. Ich hab' ihn g'sehen unten
aufer bei der Bruck!

Mena:

Ah nachher wohl geh' ich! Ich zieh mich zurück!

Bäuerin:

Kommst ihm doch nicht aus! Einmal muß es sein!

Mena:

Habt ihr ihn wohl aufer b'stellt, affkurat wegen mein?

Bäuerin:

Na, nit wegen dein! Er kimmt lei, ²⁾ auer
Don wegen ein'm Handel.

¹⁾ anders. ²⁾ nur.

Mena (ungläubig):

Etwa handelt der Bauer
Mit Gamsbärt' und Fuchsfell! Seit wann denn afft? ¹⁾

Bäuerin:

Wegen ein'm Wald will er reden. Ein'n Wald
hat er kauft,
Und der Hans möcht' ihn schlagen.

Mena:

Das könnt' auch was tragen!

Bäuerin:

O wohl, das tragt! Und er brauchet' ein Geld . . .

Mena (aufmerksam):

Auf das ist er sonst nit gar so aus . . .

Bäuerin (nachdrücklich):

Er brauchet' ein Geld, hat er g'sagt. Zu was? . . .
Nach Amerika will er!

Mena (betroffen):

Der Hans? Geh, laß
Mich aus! Nach Amerika der! . . . Ja, warum?

Bäuerin (im Tone des Vorwurfs):

Gelt, das kannst dir nit denken, du weißt nicht d'rum,
Was ihm dein ~~Gehalt~~²⁾ für ein'n Streich hat g'spielt?

¹⁾ nachher.

²⁾ Vormund.

Mena:

's selb weiß ich und ist mir zuwider genug!

Bäuerin:

Und wie's seither in sein'm Kopfe wühlt,
Und wie er sich grabt¹⁾ der arme Bue!

Mena (heftig):

Ich hab' kein' Schuld nit! Glaub mir's doch!

Bäuerin (bedächtig):

Wird sein. Aber g'wesen ist das nit recht,
Ein Unrecht ist's, ein ganz ein grob's.

Mena:

Aber doch nicht von mir?
Ich hab' ihm schon die Leviten g'lesen,
Dem Gerhab, fuchswild bin ich g'wesen.

Bäuerin:

Dem Gerhab hast's g'sagt? Es würd' sich vertragen,
Dem Hans etwa auch noch ein Wörtl zu sagen!

Mena (leintaut)

Das würd' was nutzen, ein Wörtl von mir!

Bäuerin:

Wer weiß? Und ansteh'n würd's dir, dir . . .
Aber freilich, du solltest nicht reden bloß,
Für das ist's Unrecht einmal z' groß . . .

¹⁾ grämt.

Weißt, Mena, ich bin kein' Hochzeitsbitterin nit,
 Aber dein' nächste Verwandte. Und das darf ich nit
 Mit anseh'n mehr, ich muß dir's sagen:
 Ein Bue, der kein' Tadel nicht hat als bloß
 Sein' Armut, ein solcher verdient's nit, was ich weiß,
 Daß man ihn jagt wie ein'n räudigen Hund.
 Kein'm Dörcher passiert's und kein'm Bettelmann,
 Was der ~~Gerhard~~ dem Hans hat angetan,
 Dem schönsten und bravsten Bue weitem!
 Wenn dir das nicht zu leß¹⁾ ist und nit zu dumm —
 Nachher, daß ich's sag, nachher bist, wie du bist,
 Und verdienst dir kein'n Mann, wie der Hans
 einer ist!

Mena (umgestimmt):

Ja gelt, und das G'schrei, das außerkäm',
 Wenn die Zirmertochter den Geierhäusler nähm'!

Bäuerin:

Das G'schrei? Von die Leut'? Der ~~Gerhard~~, kann sein,
 Würd' ja etwa schrei'n!
 Ist der etwa einmal zufrieden?
 Oder hat er dir nit noch gar ein' jeden
 Vertadelt? Der vergönnt dir kein'n Mann,
 Weil er nachher auf dein'm Hof nimmer schaffen
 kann!

¹⁾ schlecht.

Und was ander' Leut sieg¹⁾? Was die Dummen
sein,

Die acht' nit! Die G'scheiten, die reden fein
A wie anderster²⁾, Madl! Weißt du, wie?
Feld und Wald und Ochsen und Küh,
Die hat wohl sie und ein' Truhen voll Geld;
Die brauch't's nit, daß ihr Wief' und Feld
Noch größer wird und die Truhe noch voller;
Was sie brauch't ist ein Mann, ein tüchtiger, toler³⁾,
Und weiter nichts. — Und das ist der Hans,
Das sag' dir jetzt ich! Und du sei keine Hans,
Ein'n bessern, ein'n bravern kriegst einmal nit! . . .
Da kommt er jetzt, siehst, jetzt red' damit!

(Die Bäuerin ab.)

6. Szene.

Mena

(ihr Haar ordnend, während sie dem ankommenden Hans
entgegenpäht):

Ja, wär' schon recht, ich glaubet's gern . . .
Hab' mir selber wohl denkt: ein schöner Bue,
Und fein und brav wär' er auch dazu . . .
Wenn ich g'rad 's selb nit müßet' hör'n,
Daß er mich nimmt bloß wegen dem Geld! . . .
Na wahrhaftig, die Lif' hat's besser in der Welt!

1) sagen würden. 2) ein wenig anders. 3) vollwertig.

7. Szene.

Hans und Mena.

Hans

(kommt von der Gasse herab; wie er die Mena erblickt, will er, ohne zu grüßen, kehrt machen):

Mena:

Grüß Gott, Hans! . . . Hast mich heut gar nit
sehen gewöllt?

Hans (kalt und finster):

Ist der Bauer nit da? Der Bauer hat mich b'stellt!

Mena (bedeutjam):

Der Bauer just nit. Einmal vorderhand ich!

Hans (wie vorher):

Ah ja! Dir mach' ich kein G'scheer.
Dein Gerhab hat's g'sagt, wohin daß ich g'hör'. —
(wärmer): Heut, Mena, siehst mich zum lehtenmal, mich.
Wenn ich g'storben bin, kann sein,
Daß ich dir, daß ich dir noch einmal erschein'!

(Er will gehen.)

Mena:

Ja, was wär' denn jetzt das? Jetzt bleibst mir da
Und laßt mit dir reden, brichst nit also ab!

Hans (heftig):

Abbrochen hat schon ein anderer als ich!

Mena:

Ja, 's selb ist also, das will ich dir sagen —
Bleib da jetzt! Komm aufer! Und setz dich ein wie¹⁾!
(Weinerlich:) Kimm aufer, Hans, hörst! Ich kann's nit
vertragen,

Kimm aufer! Du mußt,
Die Gerechtigkeit will's, daß d' mich anhören tußt!

Hans

(auf die Altane tretend, bitter):

Die G'rechtigkeit! Also, was hat sie mir z' künden,
die G'rechtigkeit?

Mena:

Hans, du tußt dich versünden,
Wenn d' mir die Schuld willst geben an dem,
Was dir mein Gerhab hat antan, ~~er~~ Böh'm,
Der tückische! Hätt'st du nur g'hört,
Wie ich demselb'n das G'sims hab' abgelehrt!
Meine Leut'²⁾ haben mir's g'sagt (ich hätt' ja nichts
g'wißt!) —

Frag' meine Leut', was er hat hören g'müßt!
Rabiat bin ich g'wesen!

Hans:

Ah so wohl, also? . . .

Ich hab's anders verstanden! . . . (Er dreht sich um.)

¹⁾ Ein wenig. ²⁾ Dienstboten.

Mena:

Jetzt bleibst du mir da!

Wie hast du's verstanden, du? Red' dich jetzt aus!

Hans

(nach einer Pause vor sie hintretend):

Madl, du spielst wie die Katz' mit der Maus!

Über Jahr und Tag ziehst mich hin und her,

Tust bald, du möchtest mich, nachher mehr,

Ich wär' dir zu schlecht. Jetzt endlich hat's kracht,

Hat dein Gerhab einmal ein' Beschluß gemacht!

Aus ist's und gar! Und daß ich dir's g'steh, ich,

Mir selber ist's recht: nach Amerika geh' ich!

(Er will fort.)

Mena (weinerlich):

Hans, ich kann nit dafür! Ganz g'wiß, es ist wahr,

Ich bin unschuldig, Hans, wahrhaftig und gar!

Paß auf, was ich sag': in zwei Monat' aufs Haar,

Da hab' ich sie ganz meine vierundzwanzig Jahr',

Da bin ich mein eigener Gerhab und Herr!

Zwei Monat' noch dauert's, kein Tag nit mehr! . . .

Hans (aufmerksam):

Und nachher? . . .

Mena:

Ja nachher werd' ich wissen, was ich tu'.

Geld und Gut hab' ich selber genug,

Ich brauch' kein' „Partie“, wie der Gerhab möcht';
 Was g'scheite Leut' sein, die geben mir recht:
 Was ich brauch', ist ein Mann, ein tüchtiger, toller,
 Ein tüchtiger und ein braver Tyroler.
 Nachher, Hans, wenn d' mich magst . . .

Hans (warm):

Das weißt etwa nit!
 Wie oft hab' ich dir's g'sagt, wie oft hab' ich dich bitt'!

Mena (zurückhaltend):

Wenn's dir Ernst ist um mich und nit um mein Geld —

Hans (aufbrausend):

Höll' Teufel noch einmal! So verschenk' doch dein
 Geld!

Die Schul' kann's brauchen und 's Armenhaus!
 Die Nachbarn schlügen dir's auch nicht aus,
 Wenn d' ihnen schenkest Wiesen und Wald!
 Verteil's nur redlich, verteil's genau!
 Nichts b'haltest dir mehr als dein G'wandl halt!
 Nachher sagst mir's, tu' ich ein'n Juchzer au¹⁾!
 Weil ich dir's weisen kann, jezt vor der ganzen Welt,
 Daß ich dich will, Madel, und nit dein Geld!

Mena (geschmeichelt):

Ah ja, das wär' schon alles recht,
 Daß mich der Hans mit Nichts auch noch möcht'!

¹⁾ auf.

Aber deswegen würd' ich ihm nit unlieber sein,
 Weil ich was hab'? . . . Weißt, wegen mein
 Ist's wohl überhaupt nit; bloß wegen die Leut',
 Daß man's uns nimmer aso mißdeut',
 Daß kein's nimmer zweifeln gott nimmer könnt' . . .

Hans (lachend):

Ja, Madl, das Mittel, wenn ein Mensch erfänd'! . . .

Mena:

Wissen tät' ich schon ein's . . .

Hans:

Nachher außer damit!

Mena (zögernd):

Es wär' halt wohl ein g'wagter Schritt . . .

Hans:

Nur außer damit! Mehr als Blut und Leben
 Wird's ja nicht sein. Und das will ich geben! . . .

Mena (nach einer Pause):

In der Wolfschart'n bist schon g'wesen einmal?

Hans:

In der Wolfschart'n nit. Umundum überall.

Mena:

Es heißt, es wär' g'fährlich. Nicht heimlich soll's sein.
 Der Wilde, heißt's, geht da aus und ein.

Hans:

Das wär' ja g'rad recht . . .

Mena (erfreut):

Nachher ging'st mir dahin? . . .
 Beim Rosengarten oben soll ein Blümele blüh'n,
 Die Rapunzl, die schönste von allen . . .

Hans:

Rapunzl? Ich kenn' sie, „die Teufelskrallen“.
 Die möchtest'?

Mena (etwas zaghaft):

Die möcht' ich!

Hans:

Und weiter ist's nichts?

Mena:

halt Samstag ist's heut. Und dein' Christenpflicht,
 die kennst . . .

Hans:

Die Sonntagsmeß'!
 Ah, freilich, die Meß', die versäum' ich nie.
 Da bin ich schon zurück, bis neun Uhr in der Früh'.

Mena:

Nachher ging'st mir wirklich noch heut drum augn¹⁾?

Hans:

's selb tut mir jußt taugen!

¹⁾ hinauf.

Und iaß machen wir lei¹⁾ g'schwind.

Dein Blümel sollst haben, wenn's halt ist, daß ich's
find'! (Er will fort.)

Mena (zögernd):

B'hüt' dich Gott nachher, Hans! Nimm dir den
Schutzengel mit!

Hans:

Ist gut. Und 's Blümel, das bring ich dir heim,
Grad 's selb will ich wissen: was ist nachher mein
Lohn?

Mena:

Dein Lohn, Hans, dein Lohn — ist mein Herz und
mein' Hand.

Hans (feurig):

Dein Herz und dein' Hand! Und ein Bußl jekt
drauf, ein Bußl zum Pfand!

Mena

(sich seiner Umarmung entziehend, kalt):

Ah na, na, na, na! So weit sein wir nit!
Amersten²⁾ die Arbeit und nachher der Lohn!

Hans (enttäuscht):

Es ist nit verlangt, es ist nur ein' Bitt' . . .
Und zuviel, weißt, Mena, wär's nit, tät' ich mein'n . .
Aber wenn du nicht willst . . .

¹⁾ nur. ²⁾ zuerst, zuvor.

Mena (eintretend):

Mein Wort, das hast!

Hans (sieht sie bittend an).

Mena:

Mein Wort, das hast! Verlaß dich drauf!

Hans (kurz und entschieden):

Und du das meine! Jetzt leb wohl auf!

(Er ist über die Altane hinab und verschwunden.)

Mena:

Leb wohl! B'hüt' Gott, Hans, leb fein g'sund!
 Auf Wiedersehn morgen beim Gott'sdienst! Und —
 (Nachrufend:) Paß auf! Morgen früh um ~~Neune~~
 Vor allen Leuten, wenn d's Blümel bringst, bin ich
 die deine!

(Sie sieht ihm eine Weile nach, dann plötzlich ängstlich geworden:)

Du, Hans! Hans oh! Laß dir was sagen!

Du, hörst? Das kannst du nicht wagen! . . .

(Dringend:) Hans, Hans oh!

Hans

(antwortet von weitem mit einem trohigen Judeherz).

Mena (voll Angst):

Ah, tu's mir doch nicht für übel nehmen!

Komm zurück! Hans! Zurück sollst du kommen!

Hast g'hört? Hast g'hört? . . . Ich will nit, daß
d' augn gehst! Tu mir's nit!

(Schreiend): Hans! Hans oh! . . . Hans! . . .

(Der Bauer erscheint auf der Gasse; es dämmert allmählich.)

8. Szene.

Mena und der Bauer.

Bauer:

Was schreist und lärmst denn du so höllisch?

Das ganze Dorf wird ja rebellisch!

Mena:

Hilf, Bauer! Ruf mir den Hans zurück!

Bauer (bedächtig):

Der Hans wird wohl kommen, wo ist er denn hin?

Mena:

In' Schlern will er inn' —¹⁾

Bauer:

Wegen was? Wegen warum? Jetzt heut auf die

Nacht! . . .

Mena:

In die Wolfschart'n auf'n . . . Er hat mir's ver-

heißen —

Bauer:

Verheißen? Ja was?

¹⁾ Hinein.

Mena (schüchtern):

's selb Blümel; die Rapunzl . . .

Bauer (erschrocken):

Die Teufelstrallen?

Mena (zusammenfahrend, für sich):

Herr Jesus, ich hab' ihn ins Unglück g'stoßen!

Bauer:

Am Samstag nach Kirchttag! Da könnt' ihm jetzt wohl
etwas Gabsich's¹⁾ passieren!

Mena:

Ja was denn passieren?

Bauer:

Der Wilde Jäger hab' heut sein Ritt.

Mena:

Das glaubst du?

Bauer:

Ob ich's glaub' oder nit,
Sagen tun sie's. Und etwas wahr wird sein,
Einmal geben hat's öfter um die Zeit ein'n Spuk.

Mena (in Angst):

Ja so ruf ihn zurück, ruf ihn z'rück!

¹⁾ Mißliches.

Bauer:

Er würd' mich gar nimmer hören mehr . . .

Kann sein noch mein' Pfiff — —

(Er pfeift dreimal durch die Finger. Hans antwortet von oben, aus weiter Ferne, mit demselben trohigen Juchzer wie vordem.)

Bauer:

Ja da loß' jetzt, da hör'! Der will nimmer z'rück.

Mena:

Lauf ihm nach! Lauf nach! . . . Wohl, wohl, du kannst Ihn schon noch erwischen!

Bauer:

Das ist umsonst.

Den erwischt kein Windhund. Er ist schon zu weit.

Mena (in heißer Angst):

Daß Gott, was hab' ich ang'stellt, Leut!

Bauer:

Etwas G'scheit's einmal nit! Bist ein' närrische Gans!

Mena (verzweifelt):

's selb bin ich, 's selb bin ich! Der Hans!

O der Hans!

9. Szene.

Die Vorigen. Die Bäuerin tritt vom Hause herein.

Mena

(sich der Bäuerin an den Hals werfend):

O Basl, was hab' ich, was hab' ich derstellt¹⁾?:

Bauer (zur Bäuerin):

Hat sie sich nit das Blümel b'stellt,
Von der Wolfschartn aber! Und grad heut muß
es sein!

Bäuerin:

Ja, Mena, ja, Mena! Was fällt dir denn ein?!

10. Szene.

Die Vorigen. Auf der Gasse erscheinen, von oben herabkommend, zwei Holzknechte.

Bauer (zur Bäuerin und Mena):

Jetzt seid mir stad²⁾ und laßt das G'schrei,
Die kommen vom Schlern aber³⁾, die zwei! —
(Die Holzknechte grüßend): Guten Abend, ihr! Sagt,
habt ihr nichts g'sehen
Vom Jager Hans? . . .

1. Holzknecht:

Ah wohl, 'selb ist g'sehen!
Grad jetzt da oben, bei die obersten Höf!
Frei gach⁴⁾ hat er's ghabt oben eini ins G'schröf.

¹⁾ angerichtet. ²⁾ ruhig. ³⁾ herab. ⁴⁾ Sehr eilig.

2. Holz knecht:

Ich hab' ihm wohl g'rufen: Wo denn hin, wo denn
hin?

Du wirst es erfragen, hat er zurückgeben, Bue!
Und ist oben ent eini¹⁾, auf die Wolfscharten zu.

1. Holz knecht:

Etwas B'sonders, ist uns fürkomm'²⁾, hat er im Sinn.

2. Holz knecht (zum andern):

Weißt, jezt auf die Nacht, bei dem schneidigen Wind!

1. Holz knecht (zum andern):

Weiter oben kann sein, daß er Neuschnee find't.

2. Holz knecht:

Ich bin einmal froh, daß ich herunten bin . . .

Bauer (nach kleiner Pause):

Nachher ja, kommt gut heim!

Bäuerin:

Gute Nacht!

1. Holz knecht:

Gut' Nacht!

2. Holz knecht:

Gute Nacht! Schläft g'sund!

Bauer:

Ihr auch! Ihr auch!

* (Die Holz knechte ab.)

¹⁾ drüben hinein. ²⁾ vorgekommen.

11. Szene.

Bauer, Bäuerin, Mena.

(Es ist dunkler geworden. Nach einigen Sekunden, während welcher die auf der Bühne Anwesenden in sich gekehrt schweigen, ertönt die Abendglocke. Der Bauer nimmt seinen Hut ab und betet, von den Frauen abgewendet, still für sich. Die Bäuerin tut dasselbe, später auch Mena; diese murmelt allmählich lauter und ruft zuletzt —)

Mena (ganz zerknirscht und zitternd):

Heilige Maria, Mutter Gottes — bitt' für uns —
bitt' für uns arme Sünder! . . .

(Die Glocke verstummt.)

Bauer

(seinen Hut aufsetzend, zu Mena, finster):

Ein' andere Bitt' wär dir ang'standen, dir:
„Führ' uns nicht in Versuchung!“ Dieselb' wirst du schier
Vergessen haben heut? . . .

Bäuerin (zu Mena, freundlich tadelnd):

Weißt, g'wesen ist's schon dumm,
Ein' Menschen gen¹⁾ heut noch da augn gehn heißen —

Mena (gebroschen):

O mein, o mein,
Ich seh's ja wohl ein!
(Verzweifelt.) Der beste und schönste Bue weitum,
Und ich hab' ihn jehzt — ins Unglück — g'stoßen!

(Der Vorhang fällt.)

¹⁾ gen ist unübersetzbar; nun und ähnlich.

II. Akt.

Im Schlern. Felsenhalle mit Durchblick auf das Königs-
schloß. Dämmerlicht.

1. Szene.

Auf einem reichgeschmückten Diwan liegt Hans, schlafend,
angetan mit einem weißen, seidnen Gewande, halb zugedeckt
von einer scharlachroten Decke. — Zu seinen Häupten drei
junge Zwerge, die sich über den Schlafenden lustig machen.
Später Triangel, der alte Oberzwerg.

Hans (schnarcht).

Die Zwerge, alle drei (leise singend):

Chr, rr, rr!

Wie er schnarcht der Große!

Chr, rr, rr!

1. Zwerg (macht ihm eine Nase):

Und er sieht nichts!

2. Zwerg (schnalzt mit den Fingern):

Und er hört nichts!

3. Zwerg (zupft den Schlafenden):

Und er fühlt nichts!

Alle drei Zwerge:

Nein, ihn stört nichts!

(Hans regt sich.)

Aber macht nur kein Geschrei,

Seht, ihm ist so wohl dabei,

Diesem Großen, diesem Großen!

Ha, ha, ha! (Gelächter.)

(Die Zwerge schreien, da Hans eine stärkere Bewegung macht, zurück; nähern sich dann wieder.)

Alle drei Zwerge:

Chr, rr, rr!

Wie er selig lächelt,

Chr, rr, rr!

1. Zwerg:

Hat Vergangenes vergessen!

2. Zwerg:

Kann die Zukunft nicht ermessen!

3. Zwerg:

Nützt auch nicht den Augenblick!

Alle drei:

Und das ist sein bestes Glück!

Dieser Große, dieser Große!

Ha, ha, ha!

Hans (reckt sich).

Triangel (tritt hervor; halblaut zu den Zwergen):

Ihr Wichte, wollt ihr Ruhe geben?! Packt euch, Gesindel! Fort! Es rührt sich, reckt sich schon!

(Die Zwerge verschwinden fluchtartig.)

2. Scene.

Hans und Triangel.

Hans (ist erwacht; noch ganz schlaftrunken):

's Rapunzele, ha, haben tu ich's jezt wohl!

Aufm Hütl oben! (Er tastet um sich und richtet sich auf.)
Wo bin ich denn ietz?

(Plötzlich vollkommen erwacht.)

Höll Teufel! G'fangen haben sie mich! Akurat!
(Triangel erblickend!) Räuber! G'sindel, höllenver-
dammt's!

Triangel (in großer Unterwürfigkeit):
Mög' Euere Herrlichkeit geruhen . . . !

Hans (zornig):

Ein' Ruh' gib lei du, du tückische Krot'n!
Dich nähm' ich am liebsten bei den Zoten!¹⁾
Hast nit du mir den Wein geb'n, ha?
Wohl du! (Zu sich:) Denkt hab' ich mir's: Na,
Tu's nit, Hans! Nit! Der Schuzengel hat mich
g'warnt!

G'rad soviel durstig bin ich g'wesen und ietz,²⁾
Nachher hat mich das Luder richtig umgarnt,
Bin ich eini ins Netz!

Triangel (seine Schadenfreude verratend):
O Euerer Gnaden hat der Trunk gemundet!

Hans (immer erbitterter):

Hör mir auf mit den Gnaden, oder ich gib dir
ein'n Tritt!

(Sar sich:) Mit rechten Dingen ist's zugangen nit!

¹⁾ Haarsträhne. ²⁾ übel.

Wie ich's Blümel han g'habt, hat's den Dunderer tan,
 Und der Wilde, der Graufige, faßt mich an,
 Hoch' ich drin in der Höhlen!
 Jetzt der Lärm und das Gröhlen!
 Daß ich mich völlig nimmer verweiß!
 Nachher hat mir der Zwerg den Trank inner ¹⁾ bracht,
 Der mich frisch ganz hat konfus gemacht! . . .

Triangel:

Es war, o Herr der Feuertrank des Lethel!

Hans:

Ein Schnaps oder was! Gut vor lauter, o mei!
 Aber wie ich trunken hab' g'habt, ist's aus, und
 vorbei,
 Bin ich der Alte nimmer gewesen!

Triangel:

Das ist die Wirkung eben jenes Göttertranks,
 Daß sie dich wandelt' in ein höh'res Wesen!

Hans:

„Ein' höh'res Wesen“, ja! Wenn d' ein'n Rausch
 hast wie ein' Sau! . . .
 Und was habt ihr nachher getan mit mir? Red,
 ich will's wissen!
 Gebadet habt ihr mich, gelt? Und mir den Kittel
 angelegt und mein G'wandl verschmissen!

¹⁾ herein.

Kein Stückl mehr da! Die Nägelschuh und die
 hochlederne Hof'n, und's Hütl mit dem Gamsbart,
 wo ich 's Blümel hab' ang'steckt — Mein Blümel
 will ich haben! Wo habt ihr's versteckt?!

Triangel:

Dein Eigentum ist dir verwahrt, du wirst
 Es finden, Herr, sobald es an der Zeit.

Hans:

Aha, ja! Und die Zeit bestimmt nachher ihr und
 nit ich! Euer Sklav' bin ich worden! G'fangen
 habt ihr mich!

Triangel (geheimnisvoll):

Gefangen in den schönsten Banden,
 Darum dich alle Welt beneiden mag!

Hans:

G'rad 's selb will ich wissen, was ihr getan habt
 mit mir! Ein Weibez¹⁾ ist auch dabei gewesen,
 soviel weiß ich; sonst weiß ich nichts mehr! G'schlafen
 hab' ich nachher wie ein Raß, die ganze Nacht oder
 länger . . . Jetz laßt mich auf! Auf, sag' ich!
 (Er richtet sich vollends auf.) Mein G'wand will ich
 haben!

¹⁾ Weib (oft in verächtlichem Sinne).

Triangel (bejännftigend):

Du weißt nicht, wo du bißt, noch was dir ziemt!
So höre mich! Die Königstochter fand
Gefallen, sie, die holde, allerfchönfte,
An dir und hat dich auserwählt zur Liebe.

Hans (nachdem er sich von seinem Staunen etwas erholt):
Ich dank' schön! Ich hab's schon in Richtigkeit
mit der meinigen! Ich brauch' kein' andere, laß
ich ihr sagen, deiner Königstochter. — Mein Blümel
gibst mir!

Triangel:

Du wirst, was war, vergessen. Merkst du nicht,
Wie sich die Schleier der Vergessenheit
Allmählich senkten über deine Stirne?

Hans (sich an die Stirne greifend):

Ah, ja, ein'n Katzenjammer hab' ich wohl, den
größten!

Triangel:

Vergessen wirst du, wer du warst! Auch nicht
Gedenken deiner Zukunft! Gegenwart
Allein hat Wert und wird dir Alles gelten.

Hans (sich auf die Füße stellend):

Jetzt hör mir auf mit dem Geplauder! Meine
Wadelstrümpfe ¹⁾ gibst mir!

¹⁾ Kniestrümpfe.

3. Szene.

Hans, Triangel und die drei jungen Zwerge.

Triangel

(zu den Zwergen, die er herbeigewinkt hat):

Reicht unserm hohen Gast die Fußbekleidung!

(Die Zwerge reichen grüne Seidenstrümpfe und vergoldete Sandalen dar.)

Hans

(diese Gegenstände betrachtend, zu Triangel):

Ja meinst, ich mach' euch den Hanswurst? Jetzt ist nit Fastnacht! (Drohend, doch nicht unfreundlich.) Du, derkei¹⁾ mich nicht! Oder du kriegst gähling²⁾ einel

Triangel (zurückweichend):

Ich bitte dich, beruhige dein Gemüt!
Bald wird die Königstochter vor dir stehen,
Um dich als Gast mit Ehren zu begrüßen;
(auf seine bloßen Füßeweisend:)
Da wirst du doch nicht so . . . ?

Hans (sich besinnend):

's selb hast du wieder recht. Also kann ich mich jetzt wohl nicht sehen lassen. (Zu den Zwergen.) Gebt her! Wie du, was hast du da für Strümpfe? (Er probiert einen Strumpf an.) Ah, passen täten sie

. 1) Bring mich nicht auseinander. 2) endlich.

mir wohl! Und ~~fluge~~¹⁾ sein sie. G'rad lei²⁾ zum
 Lachen ist's, daß ich solches Zeug anlegen soll! . . .
 Aber barfuß und in ein'm so ein'm Hemed darf
 mich die Königin halt wohl nicht sehen . . .

1. Zwerg:

Gestatte, daß ich dir behilflich sei!

(Auch der zweite Zwerg ist ihm behilflich.)

Hans:

's selb ist schon recht . . .

(Während alle drei Zwerge ihn bedienen, freundlicher.)

Sind euer mehrer' solche Körggelen?³⁾

Triangel:

Zehntausend zähl' ich, eher mehr denn minder.

Hans:

Ohjo! Was tut ihr nachher alleweil?

Triangel:

Wir alle dienen unserm Herrn und König
 Und unsrer Frau, der hohen Königstochter.

Hans:

Wie heißt denn nachher euer König?

Triangel:

Es ist, vernimm es ehrerbietig, Herr,
 Der hochberühmte, große König Laurin!

1) fein. 2) nur. 3) freundlich gesinnte Kobolde.

Hans (für sich):

Vom selben hab' ich, scheint mir, auch schon g'hört.
Und nachher die Tochter?

Triangel (wichtig):

Sie will es selbst mit eignem Munde, dir
Verkünden. Horch, sie naht, sie kommt!
(Man hört von ferne Musik.)

Hans

(beeilt sich, die Sandalen anzuziehen, ungeduldig):

Macht aber nachher gähling vorwärts, Sacral!
(Hans schreitet ein paar Schritte auf und ab, Triangel glättet
ihm den Rock und reicht ihm einen goldenen, mit Edel-
steinen besetzten Gürtel, mit dem Hans sich selbst umgibt.
Er stellt sich etwas selbstgefällig in Positur.)

4. Szene.

Nachdem es schon während der vorigen Szene allmählich
heller geworden, erstrahlt plötzlich die Halle in grellem,
magischen Lichte. Die Musik nähert sich, Gesang ertönt.
Die Königin, von vielen männlichen und weiblichen Zwer-
gen umgeben, tritt herein.

Zwerge (voranschreitend, singen):

Hohe, in deren einen
Hand ruht aller Geschick,
Gönne uns, Fürstin, deinen
holden, belebenden Blick!

Leite unsre Triebe,
Denn das Glück ist Liebe
Und die Liebe das Glück!

(Die Zwerge haben einen goldenen Armsessel und ein goldenes Tischchen zum Divan hingestellt.)

Königin Hulda (zu den Zwergen):

Entfernet euch! Bleibt meines Winks gewärtig!

(Die Zwerge alle ab.)

5. Szene.

Hans und Hulda.

Hulda (vornehm und gütig):

Ich bin des Königs Laurin Tochter Hulda.
Mein hoher Gast, sei mir begrüßt! Willkommen
In meines Vaters Reiche heiß' ich dich.

Hans (manierlich):

Ja, mit Verlaub, Prinzessin, Gast sein wär'
Schon recht, wenn ich nur wieder geh'n kann, wann
Ich will und tun darf, was ich mag . . .

Hulda (verliebt):

O du sollst schalten, Herr, wie's dir beliebt
In unserm Reiche und — in meinem Herzen!
(Überströmend) Denn deiner Augen dunkle Sterne haben
Und deines Leibes stolze Pracht, die hohe Stirn,
Die kraftgewölbte Brust, des Mundes Liebreiz —

Ah, alles hat mich, hoher Freund, beim ersten
Erblicken schon auf ewiglich zu deiner
Gefangenen gemacht!

Hans (für sich):

Jetzt 's selb ist doch gar aus! Ein Weibez sagt ein'm
Das so ins G'sicht! . . . (Zu Hulda.)

Ja was sollt' ich denn nachher tun mit Euch?

Hulda (die Arme ausbreitend):

In Liebeglück die Glückliche umfah'n!

Hans (verwirrt):

Na, na, 's selb hätt' jetzt aber doch kein' Sinn nit!
Prinzessin, wißt's, ich hab' ja auch schon eine!

Hulda (schadenfroh):

Ja so! . . . Wie heißt sie dann, die du erkoren?

Hans (verlegen):

Die Meinige? Ja wart, wie heißt sie halt?
Ah, das ist g'späßig, daß mir das nit einfallt . . .
Es ist sonst wohl ein' schöne . . . Teigel, weißt,
Ich hab's jetzt sauber wirklich wahr vergessen!

Hulda (heimlich triumphierend):

Doch Mena nicht?

Hans:

Na, Mena nit, na, na! . . .

Das ist jetzt dechter¹⁾ ein kurioses Ding —

Das hat, ich mein', wohl lei der Trant getan! . . .

¹⁾ doch.

(Zu Hulda aufblickend und mehr und mehr in ihren Anblick verloren.)

Jetzt red'n wir etwas ander's! . . . Sein tut ihr Wohl auch eine recht eine schöne! Saffrawollt! . . . Grad lei¹⁾ ein bißl bleich ein bißl weich . . .

Hulda (erfreut):

O wenn's nur das ist! Wenn ich besser dir Gefalle denn mit Wangen rosenrot —
Wozu ist Alpenrosenpuder, ach wozu
Die Mittel all', die meine Zosen kennen!
(Stötend) Nur dir gefallen, Liebster, ist mein Streben,
Denn einzig deiner Liebe will ich leben!

Hans (geschmeichelt):

Ja, g'fallen tät' ihr mir wohl auch . . . Was müßt'
Denn aber ich dann tun, daß ich euch recht wär'?
Ich bin ja lei ein grober Bauernflachl²⁾.

Hulda:

Ach, das ist's eben, was mich so entzückt,
Die unverbrauchte Fülle deiner Kraft!
Und dieses herbe, quellenfrische Wesen!
Was du noch lernen sollst, das wirst du bald
Erworben haben! Laß nur mich dich lehren!
Zunächst und erstlich: Hier in unserm Reich,

¹⁾ nur. ²⁾ Bauernferl.

Das alles Glück dir bieten wird, herrscht Einer:
 Mein Vater, König Laurin. Ihm gehorchen
 Ist Pflicht, die dir obliegt, dir wie uns allen.

Hans (sich am Ohr krauend):

's selb weiß ich aber nit! Grad 's Folgen bin ich
 Ganz nicht gewöhnt . . . Weißt wohl, ein Jäger,
 Der tut halt, was ihm paßt und fragt nicht lang . . .

Hulda:

Nein, Widerspruch wär' Sünde! Das allein.
 Das merke dir! Doch sei getrost: Die Pflichten,
 Die uns der König auferlegt, sie dienen
 Allein zu unserm Heil, bezwecken nichts,
 Als den Genuß des Lebens unbeschränkt.

(In die Hände klatschend.)

Ihr Zwerge, he, bringt einen Becher Weins!
 Triangel kennt ihn, den ich meine! — Freund,
 Du mußt vor allem jetzt, was dich annoch
 Befangen hält, den alten Aberwitz
 Des Bauernvolks, abstreifen und vergessen,
 Froh in die Welt und nicht hinüberblicken!
 (Zwei Zwerglein erscheinen und setzen einen goldenen Becher
 auf den Tisch, ziehen sich dann zurück.)

Hans (mißtrauisch):

Ist das nachher etwa auch mehr¹⁾ so ein Trank,
 So ein verhöllter, wie der gestrige? . . .

¹⁾ wieder.

Hulda:

Ich trinke dir zuvor! (Sie trinkt.) Dir wird der Wein
Wie keiner noch in deinem Leben munden.

Hans (trinkt):

Ah, Teigl, der ist wohl ein sächsisch guter!
Der wohl, das muß ich sagen, schmeckt mir jetzt!
(Er trinkt abermals.)

Hulda:

Nicht wahr? (Mit den Gebärden einer Zauberin.)
So denn vergiß sie, die Bedenken,
Da meines Vaters Majestät sich naht!
(Ein Tusch verkündet das Nahen des Königs.)

6. Scene.

König Laurin mit Gefolge von Zwergen. Hans und
Hulda.

Laurin

(ein großer Mann mit langem, schwarzen Bart, in dunkel-
violettem Mantel, mit einer Sackkrone auf dem Haupte.
Er sieht erst Hans an und wendet sich dann an Hulda):
Das also ist der Freund, den du gefunden?

Hulda:

Erhabner Vater, ja. Und alle Liebe,
Die mir du schenkst, laß nun auch ihn genießen!

Laurin (zu Hans):

Ich heiße dich willkommen! Meinen Anspruch,
Du kennst ihn? Daß du dreißig Jahre und
Drei Tage meinem Szepter pflichtig bleibest —

Hulda (zu Hans, rasch):

Wie bald, ach, sind die kurzen Jahre alle
Dahin, im Liebespiel, im Taumel der Genüsse.

Hans (stutzt):

Ja, wenn's mich nachher nur nit etwa reut! . . .

Laurin (verächtlich):

Ha, was ist Reue! Mach' dir kein Geseß,
Das du nicht hältst, so sparst du dir die Reue.

Hans:

Halt wenn ich Unrecht tât! . . .

Laurin (heftig):

Es gibt kein Unrecht!
Bist du nicht selbst dein Herr und dein Gebieter?

Hans (verdußt):

Ah soda wohl! Wer seid denn nachher ihr?

Laurin (majestätisch und geheimnisvoll):

Ich bin der Geist der Welt, den du nicht fassst,
Du lebstest denn nach meinem eignen Geist!
Das wird sich finden. (Gnädig:) Heil und Gruß!

Bei Tisch auf Wiedersehen!

(König und Gefolge entfernen sich.)

7. Szene.

Hans und Hulda; später Zwerge.

Hans (dem Könige nachblickend):

Hm, das ist jetzt wohl ein kuriofer Kauz! . . .

Hulda:

Ein König jeder Zoll! Dazu ein Weiser,
Der für uns alle denkt!

Hans (lachend):

Und ihr denkt nachher nichts?

Hulda (naiv):

Nun, das besorgt doch der Papa! Er sagt,
Was ist und sein soll, gelt, und wir gehorchen.
So halt auch du es! Nur nicht grübeln, hörst du?

Hans (nach kurzer Pause):

Was krieg'n wir etwa nachher z'essen heut?

Hulda (heiter):

Ja so! Das ist die rechte Wißbegierde!
Das lob' ich mir! Doch eines nun vorerst:
Du mußt dich schmücken für des Königs Tafel!
Laß mir es über! Hör, ihr Zwerglein, kommt!
Eau de Cologne bringt und Lilienmilch!

(Mehrere Zwerglein erscheinen mit Toilettegegenständen. — Hans hat auf Huldas Wink im Sessel Platz genommen, und sofort machen sich die Zwerge daran, ihm Hände und Gesicht mit einem Schwamme zu waschen, was er halb widerstrebend geschehen läßt.)

Hulda (zu den eifrigen Zwergen):

Nur nicht zu hastig! Nur behutsam, bitte!
Den Kamm gebt mir! Gestatte, süßer Freund!

(Sie kämmt ihn.) Ha, dieser Locken überreiche Pracht!
 Ach, und des Schnurrbarts reizendes Gefräusel!
 Geschwehelt sei das Haar nach neu'ster Art,
 Die eine Locke hier, die andre da!

So steht's dir schön! O herrlich: Jetzt den Kranz
 Von Lorbeer ihm aufs Haupt! Und jetzt den Purpur,
 Den goldgestickten, um die breiten Schultern!

(Die Zwerge haben das Verlangte gereicht; wie Hans sich
 erhebt, ruft Hulda ganz verzückt):

O herrlich bist du! Wie der Gott Apoll
 Von Schönheit strahlend in der Jugend Kraft!
 O sieh nur, sieh nur in den Spiegel hier!

Hans

(sich in dem ihm dargereichten Handspiegel betrachtend,
 wohlgefällig):

Der Deifert, das bin jetzt wohl nimmer ich!

(Zu den Zwergen, mit Humor):

Ihr Rangger¹⁾ ihr, jetzt habt mir auch Respekt!
 Und kuschelt euch! (Den Spiegel weglegend; zu Hulda.)
 Aber nachher also, wie,
 Was krieg'n wir z'essen heut?

Hulda (zu einem Zwerg):

Sag, Rumold, du es!

¹⁾ Rangen.

Rumold, der Zwerg:

Fürs erste Fische von erles'ner Art:
Seezung' mit Mayonnaise und Forellen —

Hans (für sich):

Das ist kein Essen nicht für unser ein's.
(Zu Rumold.) Und was dann nachher noch?

Rumold:

Voraus natürlich Austern.

Hans:

Ja und kein' Suppe nicht? Und keine Knödel?

Rumold:

Wildpret mit Salsen dann, darauf Kapaunen —

Hans:

Mit was? Mit Sauertraut?

Rumold:

Nein, mit Kompoten.

Hans:

O je, das hab' ich auch nie 'gessen. — Nachher doch
Einmal ein Schweinern's?

Rumold:

Schinken mit Aspik,
Jawohl! Dann Kalbsbrust à la reine. Und weiter
Noch Pudding mit Chodeau und Kaisercrème
Von Ananas, dann Pfirsiche und Trauben.

Hans:

Jetzt hab' ich aber g'nug, jetzt hörst mir auf!
Zu Trinken wird's wohl auch was geben? Was denn?
Kein Wasser nicht!

Hulda (lachend):

Ach nein, wo denkst du hin?
Hier gibt es höchstens Sauerbrunn und Rabbi,
Gemeines Wasser nicht! So wenig als
Gemeines Brot. Nur Wein und Kuchen! Weine,
Die besten von der Welt! Vom Rhein, vom Ätna,
Von Griechenland, vom Kap der Guten Hoffnung —
Die werden dir schon munden! Und der Sekt erst,
Der uns in allen Gliedern prickelt! . . . Kannst du
Auch tanzen?

Hans:

Tanzen? 'selb kann ich mir g'nug!
Auf d' Nacht ein Tanzel, gelt? Ein' Hopser oder
Ein' Ländler? . . . Wie, probieren wir's jetzt einmal!
(Lustige Musik. Hans und Hulda tanzen. Zum Schluß
springt Hans in die Höhe und läßt einen Juchzer erschallen.)

Hans (sich bedankend):

Du bist ein' G'führige¹⁾! Das muß ich sagen!
Sachrawollt, ist jetzt doch das ein Leben,
Als wie im Himmelreich! Du hörst, da g'fallt's mir!
G'rad nicht die Luft ist gar aso eine gute . . .

¹⁾ Geschmeidige.

Hulda:

O was du sagst! Und alle Luft bei uns
Wird täglich parfümiert! . . .

Hans:

Ja, und kein' Sonn'!

Hulda:

Nein, Sonne keine! Vater liebt sie nicht.
Wir wollen, was wir sind, uns selber danken.
Siehst du die Lichter nicht, die un're Kleinen
Da aufgestedt?

Hans:

Wohl, wohl, es wird sich tun . . .
Und s' Essen, mein' ich, wird wohl 's Beste sein.

Hulda:

Komm, laß uns gehen, und nach Tisch ein Schläfchen!

Gesang der Zwerge:

Hohe, in deren einen
Hand ruht aller Geschick
Gönne uns, Fürstin, deinen
Holden, belebenden Blick!
Leite unsere Triebe,
Denn das Glück ist Liebe
Und die Liebe das Glück!

(Die Zwerge sind paarweise abgetreten. Hulda hält Hans
noch zurück.)

8. Szene.

Hans und Hulda allein.

Hulda.

Noch eins, mein schöner Freund! Verarg' mir's
nicht!

Hochdeutsch zu sprechen muß ich dich noch
lehren!

Hans.

Ah, Hochdeutsch? Sachra, wie ist nachher s'selb?

Hulda.

Nun, wie die Hohen sprechen! Denn du redest
Wie das gemeine Volk. Das schickt sich nicht.

Hans:

Ja nachher werd' ich reden wie ein Prediger!

Hulda (lachend):

Ganz richtig, ja! Nur keine Predigt nicht!

Hans (ebenso):

Na, von ein'r Predigt will ich auch nichts wissen.

(Er bemüht sich, hochdeutsch zu reden.)

Wir wollen jetzt das Leben lei genießen,
Prinzessin, du und ich, wir zwei zusammen —
Jetzt und in alle Ewigkeiten, Amen!

(Hans juchzt. Der Vorhang fällt.)

III. Akt.

Dreißig Jahre später. Der Schauplatz ist derselbe wie im I. Akte. Doch steht jetzt neben dem Kreuzfuge eine mit Früchten behangene Eberesche, ein stattlicher Baum; über die Altane ist eine Blase gespannt und eine Tafel am Wege erinnert an den inzwischen ins Leben getretenen Fremdenverkehr. — In der Mitte der Szene, quer über den Weg, ist aus Taggewinden ein Triumphbogen errichtet, der oben die Inschrift trägt: Durch Leid und Freud / Zur ewigen Seligkeit! — Aus der Kirche vernimmt man sehr gedämpft Gesang und Orgelklänge, es wird da ein Hochamt gehalten. Später verstummt die Musik.

1. Szene.

Der Bauer, alt und bresthaft geworden, sitzt auf der Altane, eine Krücke neben sich. Unten beim Triumphbogen die gealterte Barbe und ein Enkelkind des Bauern, das sechsjährige Moidele. Die beiden sind beschäftigt, Georginen in das Taggewinde zu stecken.

Moidele (zum Bauern hinaufrufend):

Ehndi! Ehndi! Ich darf Kranzel tragen! . . .

Bauer (sieht vor sich hin und schweigt).

Barbe (zum Kind):

Jetzt mach' nur ein wenig fürwärts, Moidele!
Lang' können sie nimmer aus sein mehr.

Moidele (zu Barbe):

Tut er Predigt keine halten, der Geistliche Herr?

Barbe.

Etwa halt noch ein' Ansprach' an die Brautleut'.
Nachher fein g'schwind werden sie's wagen.

Bauer (nach einer Pause zu Barbe).

Wie sagst du? 's Schienbein ist ab beim Lenz?
Sonst wohl nichts?

Barbe:

Der Doktor hat's ihm schon eingericht't.
Sonst etwa nichts, hat er g'sagt. Er muß erst sehen.
Auf die Nacht will er wieder nachschauen kommen.

Bauer:

Es hätt' gekönnt etwas Ärger's g'sehen . . .
Wenn sonst nichts fehlt als lei am G'stemm¹⁾,
Ein Junger erträgt wohl so ein Bünkerl²⁾.

Barbe (klagend):

Na, wenn ein' Hochzeit so anfängt, mit so einem
Unglück! . . .

Bauer (grantig):

Unglück! Weißt du's, ob das Fußbrechen
Dem Lenz nit ein Glück ist, dem Springginggerl³⁾? . . .

Barbe:

Einmal eine schlechte Vorbedeutung für die Heirat,
's selb g'wiß!

1) Fußwerk. 2) Bündel. 3) Springinsfeld.

Bauer:

„Vorbedeutung“! Wenn ein Roß scheut und dem
Fuhrmann ein' Hagen abschlägt — 's selb g'wiß! . . .

Barbe:

Ich möcht' die Braut nit sein, ich kann mir nit
helfen!

Bauer (lachend):

Ah, da ist leicht g'holfen, Barbe! Wo dich doch
Keiner g'mögt¹⁾ hat nie!

(Ernst.) Ein' Vorbedeutung freilich wird's sein —
weißt du wie?

(Auf die Schrift des Triumphbogens weisend:)

Wie's da heißt: „Durch Leid und Freud' Zur Selig-
keit“.

's Leid geht voran auf dem Weg in die Ewigkeit.
(Mehr für sich.) Zu was wären wir denn auf der
Welt? Ich bitt',

Bloß zum Eingrabenwerden doch etwa nit?
Für was würden die Leut' denn geplagt und g'-
schunden,

Wenn sie damit nichts verdienen könnten? . . .

¹⁾ gemocht.

2. Szene.

Die Dorigen. Eine ältere Bettlerin (eine Welsche) ist von links in die Gasse eingetreten. Sie hat den Triumphbogen betrachtet und nähert sich jetzt der Barbe.

Barbe (zum Moidele).

Tu' ein bißl sparen mit den Blümle, wir brauchen sie noch!

Bettlerin (zu Barbe):

G'lobt sei Jesu Christus! Abt ihr ein Eirat¹⁾, ihr da?

Barbe (lachend):

Ich nit, ich, na!

Bettlerin:

Ihr nite, na na! Wer denne?

Barbe:

Das saget' dir da wohl eine jede Henne: —
Die einzige Tochter vom Zirmerhof!

Bettlerin:

Zirmerhof? Ein' Seiserin, gelte? Und er? Iffe auch von Seiß?

Barbe:

Na, Weibele, 's selb nit, g'scheiter Weis'.
Ein Tierscher! Schon ein rechter Mensch, der was hat.

¹⁾ Heirat.

Eine Hochzeit muß das werden schön und rar!
 (Zum Bauern hinauf): Na, alles wär's gangen sauber
 und glatt,
 Wenn g'rad die Auffahrt nit gewesen wär'!
 (Sich tröstend): Aber jetzt sind sie drin in der Kirch';
 der Haufen Leut'
 Wird's wohl erbeten, daß es weiter nicht bedeut!' ...

Bettlerin

(Noch einmal den Triumphbogen musternd.):
 Schön abbt ihr gemacht, per dio, tolle schön!
 Aber iß muß in die Kirchen geh'n.
 Bei einer Ochzeit kannst allm was profitier'!
 (Weinerlich) Weißte, in Digo di Sassa sind wir,
 Sechs Kinderlen, kleine, und keine Mann nit mehr ...

Barbe (mitleidig).

Geh' nur ummi, Weibele, nachher kommst wieder
 da her!

(Bettlerin ab zur Kirche.)

3. Szene.

Barbe, Moidele, der Bauer. Bald darauf die Bäuerin,
 die vom Hause heraus die Altane betritt.

Moidele (zum Bauern hinaufrufend):
 Ehndi! Ehndi! Ich darf Kranzl tragen!

Bauer:

Also? Wird dir gut steh'n, Moidele, zu dei'm Gesicht.

Barbe (zum Kind):

Für's Peterle, weißt, ist schon auch ein's g'richt'.

Moidele:

Aber ich darf nachher auch 's Versl aussagen!

Bäuerin:

Barbe, jetzt fertig machen! Es wird bald Zeit.

Das Amt geht zu End', es fehlt nimmer weit.

Mußt die Kinder' noch richten!

Barbe:

Das werden wir gleich haben.

(Zum Kind, das freudig um sie herumhüpft:)

Nachher tun wir uns noch ein bißele laben,

Gelt, Moidele? Komm, aber laß mich in Keit¹⁾!

(Barbe mit dem Kinde ab ins Haus.)

4. Szene.

Bauer und Bäuerin.

Bäuerin (teilnehmend):

Und wie tut's denn nachher eigentlich heut' bei dir?

Bauer:

O wie tut's! halt g'schlafen wieder völlig nicht.

Sie gibt ja kein' Ruh', die Teufels-Gicht! . . .

Aber 's selb wegen, wenn ich mir's vornähm',

's selb wär' just nit, daß ich ummi (zur Kirche hin-
weisend) nit käm'!

¹⁾ Ruhe.

Bäuerin:

Mein, das hat dir jetzt wohl niemand für übel.

Bauer:

Weiß nicht. Bei dir ist's mehr
 Etwas ander's . . . Da können sie lachen,
 Du tußt ihnen die Arbeit: Tortenbacken,
 Tarenwinden und jetzt mit dem Lenz das G'scher!
 Aber ich! Ich ja bin für gar nichts mehr,
 Als höchstens noch zu einem bißl Beten!

Bäuerin:

Ist wohl auch etwas, 's selb!

Bauer:

Ach ja, gelt,
 Leiden und Beten zum End' vom Leben! . . .
 Der Herr hat's geben,
 Ich han nit geklagt . . .

(Seinen Humor wieder bekommend:)

G'rad 's selb ist nit g'sagt,
 Daß es mich etwa nit ansieht decht¹⁾,
 Daß ich's nit noch einmal mitmachen möcht'.
 Ha wohl, Weibele, sein tät's wohl fein? . . .
 G'rad die Thresl, die Thresl müßt's wieder sein!

Bäuerin

(streichelt ihm die Wange und sieht ihn liebevoll an):
 Für mich halt wohl auch der Alte!

¹⁾ doch.

Bauer (mit wehmütigem Humor):

Ah wohl 's selb, ha? . . .

Weißt, Thresl, ich bin jetzt ein alter Kracher; du
auch —

So nimmer, wie d' g'wesen einmal bist.

Grad die Äuglen sind alleweil noch die gleichen;
es ist,

Als g'fiel' ich dir noch wie vor vierzig Jahr' . . .

Das tut ein'm wohl! Und gar,

Wenn mich der Fuß wieder zwickt, der Zwidrian,
Nachher schau'st mich so an,

Daß ich's alleweil wieder ein wie lieber erleid' . . .

Das ist allm so g'wesen. Wenn ich den Mut ein-
mal ganz

Hätt' verlieren gemögt, nachher hat mir der Glanz
Von die Äuglen wieder ein' Weg gezeigt.

Und wenn ich gar hätt' g'wöllt einmal außi grasen¹⁾,
haben mich die Gugglerlen²⁾ so nit lassen.

Ich sag's, wie's ist: ich hätt' mich nit traut,

Die haben mir zu tief in die Seel' eini g'schaut!

Die Tuifelen, siehst, haben's zuwege gebracht,

Daß ich g'lebt han in Ehren;

Gott z' liebe gelebt und g'arbeit' und g'litten —

Daß ich hintreten kann vor den Herrn:

¹⁾ Vom Weg der Pflicht abirren. ²⁾ Äuglein.

Jetzt, Herr, da bin ich; 's Tagwerk ist aus,
 Jetzt gib mir ein Platzl im Vaterhaus!
 (Die Bäuerin hat sich sehr bewegt erhoben.)

Bauer:

Geh', was hast du denn G'nötig's¹⁾?

Bäuerin (sich eine Träne abwischend):
 So viel schwer ist mir heut'.

Bauer:

Wegen was denn? Aha, mir scheint,
 Die G'schicht' mit dem Lenz? . . .

Bäuerin:

Na, 's selb just nit,
 halt etwas tut 's selb ja auch wohl mit.
 Aber ist dir das nicht eing'fallen noch,
 Was für ein Tag heut ist?

Bauer:

Ah so? . . .

Bäuerin:

Der Erchttag²⁾ nach dem Nachkirchttag heut!

Bauer:

Ja nachher? Daß etwa die Sonn' nicht schön ge-
 nug scheint? . . .

¹⁾ Dringendes, Notwendiges. ²⁾ Dienstag.

Bäuerin:

Na, was sich heut' hat zugetragen
Dor dreißig Jahr' und drei Tagen!

Bauer:

Ah richtig, gelt, daß der Hans ist verschwunden!

Bäuerin:

Verchwunden ist er am Sonntag schon.
Aber das hab' ich g'funden:
Dreißig Jahr' und drei Tag' hätt' er dienen
gemüßt!

Und nachher, Mann? . . .

Bauer:

Wenn er käm', käm' er heut, da hast du recht . . .

Bäuerin:

Just heut afurat!

Bauer (ablehnend):

Ah, wär' nit schlecht!
Na, na, da hab' ich kein' Glauben nit!

Bäuerin:

Die Hochzeit hätt' man sollen verschieben!

Bauer:

Ah, freilich, just nach dein'm Belieben!
Geh', laß das jetzt und grab' dich nit,
Kein Mensch denkt dran!

Bäuerin:

Na, wie die Braut
 So gleich der Mena, ihrer Mutter, schaut!
 In G'sicht und G'stalt, in Schritt und Tritt,
 In jeder Falten,
 Er müßet' sie ja für die Mena halten!

Bauer (entschieden abwehrend):

Jetzt laß das gut sein, sag' ich! Ängst'
 Dich nit! Der Hans ist längst,
 Längst vor der Mena ist der g'storben,
 Und ist jetzt tot in aller Form —
 Nach dreißig Jahr.

Bäuerin (sich fugend):

Gott geb' ihm die ewige Ruh!
 G'wesen ist's ein toler, ein braver Bub!

Bauer (nachdenkend):

's selb, wenn ich denk', 's selb tut mir leide
 Um ihn und die Mena, um alle beide!

Bäuerin:

Ich hör' sie noch, wie sie dort hat getan,
 Gerert und gelurkt¹⁾ die ganze Nacht! . . .

Bauer:

Und wir nachher gingen auf und davon
 Und g'sucht und g'sucht ein' halbe Wochen,

¹⁾ Geweint und geheult.

In alle Köfel eini gefrochen
 Und sauber gar nichts fürgebracht!
 Sein tut das wirklich nit zu fassen!

Bäuerin:

Und wo sie selber Jahr für Jahr
 Noch so viel Hunderter ausg'setzt hat —
 G'rad daß s' ihn könnt' begraben lassen! . . .

Bauer:

Vergessen, mein' ich, hat sie ihn nie.

Bäuerin:

Vergessen? Meinst du, die
 Hätt' g'heiratet noch, wenn sie nicht hätt' gemüßt?

Bauer:

's selb hat sie! Sie hat ein' nehmen gemüßt!
 Der Gerhab, hätt' er so weiter g'macht,
 Der hätt' sie um Haus und Hof gebracht.

Bäuerin:

Daß Gott erkenn', und wie hat sie's gebüßt!
 Dom Kind sei sie g'storben, hat man geglaubt —
 Na, na, die hat sich zu Tode gegrabt!
 Weißt wohl, noch in der lezten Stund
 Hat sie vom Jager Hans geredet und
 Eine Stiftung g'macht zu ein'm Jahrtag für ihn.

5. Szene.

Bauer und Bäuerin. Barbe tritt unten aus dem Hause, das Moidele und das dreijährige Peterle an der Hand. Die beiden Kinder tragen Kränzlein auf dem Kopf, Moidele ein Körbchen mit Blumen am Arm, das Büblein nagt an einem tüchtigen Stück Brot. — Kurz nach ihnen erscheint, vom Berg herab (von der Kirche her) kommend der Jager Hans, in ganz abgetragenen Kleidern, mit weißen Stoppeln im Gesicht, altersschwach und sehr hinfällig.

Bäuerin (zu den Kindern):

Ja, was ist das! Da schaut jetzt hin,
Da sind sie ja, unsere Kranzelleut'!

Barbe:

Mir ist vorkommen, es hätt' zum Segen g'läut't.

Bäuerin:

Tu jetzt 's Versl gut auffagen, Moidele! Ja recht
laut!

Nachher hat sie eine Freud', die Jungfer Braut.

Bauer

(bemerkt den Hans, der stehen bleibend, in sich versunken mit zufriednem Lächeln seinen Hut mit einer weißen Blume darauf betrachtet und um und um dreht):

Hm, wenn's ein' Hochzeit gibt, ist's Bettelvolk nit
weit;

Das ist jetzt schon der zweite heut!

Barbe:

Bauer, vergiß nit: Arme Leut und Schwalben
 Bringen Segen ins Haus allenthalben.

Hans (für sich):

's selb hab' ich wohl g'wißt, daß ich sie hol'!
 Sein tut sie's! Sein tut sie's! Haben tu ich sie
 wohl! . . .

(Etwas vortretend). G'rad leß¹⁾ bin ich so viel und
 müde garaus! . . .

(Er will weiter gehen, stolpert und fällt.)

Bäuerin (erschrocken):

Jesus, Maria! Da fehlt's! Hol ein Wasser, Barbel,
 ein Wasser!

(Bauer und Bäuerin steigen von der Altane herab, die Bäuerin
 nimmt die Kinder an sich, während Barbe zum Brunnen eilt.)

Bauer (zu Hans):

Hast du dir wohl nichts getan bei dem Fall? . . .
 Ha, bist nicht gut beieinander, ha?
 Etwas bloß müde und schwach? . . . Wie, seß dich
 einmal!

(Die Bäuerin hat einen Stuhl hingestellt und hilft dem
 Hans auf die Beine.)

¹⁾ schlecht, übel.

Hans

(hat sich gesetzt und sieht jetzt dem Bauern voll Verwunderung
ins Gesicht):

's selb hab' ich gar nicht gewißt, daß dem Bauer
Sein Vater noch lebt! . . . Wo ist denn der Bauer?

Bäuerin (verlegen):

In der Kirch' ist jetzt all's.

Hans (die Bäuerin anstierend):

Ja, hat er sein Nahndl¹⁾ gar auch noch? . . .

G'sehen hab' ich euch nie! . . .

Barbe

(mit einem Krug zurückkommend, den sie dem Hans dar-
reicht):

Da wär' ein Wasser. Jetzt trink' ein wie!

Hans (den Krug hastig fassend):

Ein Wasser habt's? Ein Wasser vom Brunn?

's selb, mein' ich, hab' ich keins' truncken ein' Ewig-
keit schon!

(Er trinkt gierig).

Barbe (mitleidig, zum Kleinen):

Geh, Peterle, gib dem armen Menschen dein Brot!

Hans (hastig das Brot ergreifend):

Ein Brot, ein rogges²⁾? . . .

¹⁾ Großmutter, in diesem Fall Mutter. ²⁾ Von Roggen.

Bäuerin:

Ihr habt wohl Hunger, euch tut etwas not.

(Sie sieht ihn essen; zum Bauern).

Ein Hunger muß der Mensch haben garaus!

Bauer:

Und ganz ermüdet und erschwächt.

Jetzt schaut, daß wir ihn einbringen ins Haus!

Da kann er nit bleiben. Macht fürwärts, macht!

Hans (sich erhebend, blickt um sich):

Mir ist schon besser jetzt, um viel! . . .

U'rad noch ein bißl verloren,

Und alleweil sumpern mir die Ohren . . .

Was habt ihr denn da für ein' Blachen auf-
g'spannt?

Ich weiß nit, fremd kommt mir vor allerhand . . .

(Zum Bauern.) Mich kennst nicht, so? Mich hast du
nie g'sehen? . . .

Ganz derkommen¹⁾ bin ich heut, es ist etwas g'sehen —
Don der Wolfscharten aber hab' ich soviel lang
braucht,

Und weißt, ich hab' etwa angetaucht²⁾!

Bäuerin (ängstlich):

Don der Wolfscharten du?

¹⁾ auseinandergekommen.
gegeben.

²⁾ hab' mir alle Mühe

Bauer:

Don der Wolfscharten aber?

(Bauer und Bäuerin sehen sich erschreckt an.)

Hans (setzt sich; ganz ruhig):

Wegen ein'm Blümel ist's g'wesen. 's selb hab ich
g'müßt

Holen. (Er zeigt seinen Hut her.) Da ist es. Ihr tuts',
Ihr tut's auch wohl kennen, nit, die Rapunzl? . . .

(Er laut am Brote weiter.)

Bäuerin (zum Bauern, leise):

Um Gott'swillen, hörst?

Und sein Hut ist's auch, ich kenn' ihn von amerst¹⁾

Bauer (ebenso zur Bäuerin, befehlend):

Jetzt stad sein und g'scheit! Und machen laß mich!
(Die Bäuerin ist an Barbe herangetreten und flüstert ihr
ins Ohr. Die beiden Frauen treten mit den Kindern etwas
abseits und verfolgen nun aufgeregt und ängstlich alle Reden.)

Bauer (zu Hans):

A wohl die Rapunzl? Die kenn' ich wohl, ich.
(Gibt dem Hans den Hut zurück.) Die tu dir nur b'halten.
Derentwegen bist auf! — Ha, hast du's verheißen?

Hans:

Ja, der Mena, weißt wohl. Und s' Wort hab' ich
g'halten.

¹⁾ früher.

Bauer:

Ah so! Und in der Wolfscharten oben hast sie ab-
gebrotzt?

Hans:

Ja, ja, und nachher haben sie mich inni gelockt. —
(Sich erhebend.) Aber ringer¹⁾ ist mir jetzt und besser
Ich hab' mich völlig wieder erfangt,
Seit ich das Brot und das Wasser han erlangt! . . .

Bauer:

Ich merk's! Du tußt auch wohl leichter schnaufen.

Hans (vernonnen):

G'rad wissen möcht' ich's, weißt, was das ist g'wesen!
Ich hab's nie g'hört und auch nie g'lesen,
Was ich da hab' erlebt — erlebt oder träumt,
Ich tu's nit also wissen;
Es ist, als hätt's mir den Faden abg'rissen.
Einmal eing'schlafen bin ich und g'schlafen hab' ich
lang,
Nachher haben sie mich g'fang',
(Zornig.) Und dien' hab' ich g'müßt ein'm Weibez,
ein'm lekten,
Grad singen und tanzen und laufen und hehen
Für die stinkige Vettel! (Von Etel erfaßt:)
Und g'wesen ist's für nichts und Alls lei ein Bettel²⁾

¹⁾ leichter.

²⁾ Bettelwert.

Bei aller Pracht! Und kein' Stund' kein' Ruh',
 Und kein' Luft, kein' rechte, und kein' Sonn' dazu
 halt Lichteln haben sie freilich g'habt —

(Spottend.) Ho, die Lichteln, die Lichteln! Da bilden
 s' ihnen was ein,

Es kennt ja keiner den Sonnenschein!

Sein tut's ein' Bagasch, ich hab' mich wohl g'schämt —

Aber ich weiß nit, hab' ich das alles lei träumt?

W'rad eins' weiß ich g'wiß: ein' Kracher hat's getan,

Nachher lieg ich heraußen und bin ich davon.

Und hinter mir her die ganze Rott',

hat ein G'lächter g'habt und ein' höllischen Spott —

(Er wischt sich den Schweiß von der Stirne.)

Glauben tät'st du's nicht, was ich ausg'standen
 hann,

Ein Wunder, daß ich noch schnaufen kann!

(Aus der Kirche sind mehr und mehr Leute herausgetreten,
 einzelne kommen näher, juchzen und lachen.)

Bäuerin (zum Bauern herantretend):

Um Gott's willen, tun wir ihn eini ins Haus!

Da kann er nicht bleiben, das wär' gar aus!

Bauer (zu Hans):

Erschwacht wohl bist du und soviel vergessen,

Jetzt geh grad mit uns, nachher kriegst was zum
 essen.

Hans

(ohne seine Umgebung zu beachten, riecht am Brote):
 Hat das Brot gen ein Duft!
 Und das Wasser ein' Geschmack¹⁾!
 Und die Luft um mich ummer, die himmlische
 Luft!
 Und die Leut' da um mich,
 Wie sie lachzen und lachzen,
 Und reden wie ich —

(Die Glocken ertönen, der Hochzeitszug tritt aus der Kirche.)

Hans (gepaßt vom Geläute):

Und die Glocken! Jetzt hör grad die Glocken, wie
 schön!

Bauer (drängend):

Du komm, wir müssen jetzt eini gehn!

Hans (unbeirrt, sich besinnend):

Ah, Sonntag ist's und zum Gott'sdienst Zeit,
 Und jetzt ist die Mena, die Mena nicht weit! . . .

(Zwei Böllerschüsse.)

Hans

(sich in die Höhe redend, und mehr und mehr sich besinnend):

Hojo! Ein Böller, ein Böller gar!
 Ah, da bin ich, jetzt weiß ich's und das ist wahr:

¹⁾ Geschmack.

Ich bin's, ich selber, der Jager Hans,
 Und heim bin ich kommen und siehst du's, ich han's,
 Ich han's erreicht, ich steh' — am Ziel —

(Er fällt auf den Stuhl zurück; der Bauer hält ihn.)

Hans (stammelnd):

G'rad müde bin ich, es wird mir zu viel . . .

(Die Dorfmusik setzt ein. Die Bäuerin eilt zurück und bewirkt, daß die Musik rasch abgebrochen wird.)

Hans

(aufmerksam auf den herannahenden Hochzeitszug, neuerdings in freudiger Erregung):

Und die Hochzeit habt ihr, die Hochzeit b'stellt?
 Und derentwegen haben die Böller g'schnell¹⁾?)

(Sich besinnend, sein verwettertes Kleid besehend:)

Nachher muß ich machen, g'schwind, g'rad g'schwind,
 Ums Hochzeitsg'wand muß ich heim!

(Er will sich erheben.) Ich werd's gleich haben, ich
 lauf' wie der Wind —

(Zurücksinkend.) G'rad' die Süße, die Süße, als wie
 von Lehm . . .

Bäuerin

(ist dem Brautpaar entgegengetreten und hat, auf Hans
 weisend, mit ihm gesprochen; dann laut):

Der arme Mensch! In dreißig Jahren,
 Denkt's lei, was der etwa hat erfahren!

¹⁾ gedröhnt.

Hans

(indem er der Braut ansichtig wurde, ist aufgesprungen und, da er sich nicht auf den Füßen zu halten vermag, vor ihr ins Knie gesunken):

Ja Mena, O Mena! Mein Wort ist g'löst!

(Seinen Hut vorweisend:)

Da ist sie, die Blum' vom Schlern!

Sein tut sie kleinwinzig, vertetscht¹⁾ und verdorrt,
Aber glauben müssen sie's: haben tu ich dich gern.
Mein Wort hab' ich g'halten und du das dein',
Wie du g'sagt hast, Mena, jetzt g'hörst du mein!

Braut

(stiert den Hans entsetzt an und schmiegt sich angstvoll an den Bräutigam):

In Gott'snam', Jäckel, nimm dich in Acht!

Bäuerin (beruhigend):

Nein, das ist nicht, daß er etwas macht!

Bräutigam (zur Braut):

Es muß ein Narr sein! Red't ja irr'!

Tu dich nit fürchten, bin ich bei dir!

Barbe:

Wenn wir ihn g'rad zu ihm selber bringen könnten!

Hans:

Ich tu' mich jetzt geh'n anders g'wanden²⁾.

(Die Braut an der Hand fassend:)

Nachher werd'n wir heut' noch Mann und Weib!

¹⁾ zerknittert. ²⁾ ankleiden.

Bräutigam

(Hans zurückdrängend, drohend):

Du sei so gut, geh' uns vom Leib!

Bauer

(den Bräutigam beschwichtigend):

Daß Gott erbarm', wo denkst denn hin?

Hans

(aufgerichtet zum Bräutigam):

Du, du? Was willst denn du? Weißt, wer ich bin?

Der Jager Hans! Du leger Zwerg!

Ich bin der ärgste weitem,

Der stärkste und flinkste im Berg!

Jetzt, wenn dir d'rum —

(Hans hat mit den Armen ausgegriffen und fällt plötzlich zu Boden. Bewegung im Volke.)

Volk:

Hebt, hebt ihn! Haltet ihn!

Bäuerin

(zu ein paar Hochzeitsgästen):

Um den Geistlichen! Lauft! Lauft ummi! G'schwind!

Barbe

(einem, der zur Kirche hineilt, nachrufend):

Daß er ihn ja noch bei Leben find't!

(Hans ist wieder auf den Stuhl gesetzt worden, der Bauer tritt vor.)

Bauer

(kräftig und eindringlich auf Hans einsprechend):
 Jetzt, Hans, jetzt b'sinn dich! Paß auf, was ich sag'!
 Wir kennen dich wohl. Bist der Jager Hans,
 Vom Geierhäusl, der frische Bue. Das ist kein Frag'.
 Bist aufi g'stiegen vor dreißig Jahr'
 Um's Blümel Rapunzl in die Wolfschlucht gar
 Und jetzt kommst z'rück. Versteh' mich recht:
 Nach dreißig Jahr' —

Hans (gutmütig):

Was plauderst du?
 „Vor dreißig Jahr.“ Vor dreißig Jahren?
 Gestern auf d' Nacht bin ich augn g'fahren!

Bauer:

Ja Hans, ja kennst mich noch nit bald?
 Der Thomas bin ich!

Hans (mit Humor):

Sein Vater halt! . . .
 Gleich sehen tu'st ihm wohl dei'm Buben,
 Als wie die eine der andern Ruben¹⁾.

Bauer:

Na, na, ich bin der Bauer selber,
 Halt älter, weißt, um dreißig Jahr'!
 Und das mein' Bäuerin, die, mit die grauen Haar'!

¹⁾ Rübe.

Barbe:

Und ich bin die Barbe! Schau' mi lei an,
Die Schönheit ist jetzt wohl alle davon!

Bauer:

Du, Hans, und der Vogelbeerbaum, gib Acht,
Beim Kreuz da, den hast du selber mir bracht
Und hast mir ihn g'setzt: jetzt schau g'rad gen,
Ein' Dreißig Jahr' wird der Baum wohl steh'n?

Barbe:

Mein, ich bring' ihm ein' Spiegel, nachher sieht er
sich selber!

(Barbe ab ins Haus.)

Hans

(nachdem er immer wieder die Braut angesehen, bestimmt):

Ihr lügt! Da steht sie ja, Gilgen und Klee,
So jung und schön als wie ameh¹⁾
Die Mena, mein' Mena! Ihr lügt mich an!

Bäuerin (unter Tränen):

Mein armer Hans, was hätten wir davon!
Die du meinst, Hans, die Mena ist
Schon lang im Grab. Sie hat umsonst
Auf dich gewartet, aus Sorg' um dich ist sie g'storben.

Hans:

Und die da nachher? . . .

¹⁾ vordem.

Bäuerin:

Hat ja ihr G'sicht und Farb' und Form.

Ihr' einzige Tochter! Und iehet, sag,

Die hat gen heut ihren Hochzeitstag! . . .

(Barbe kommt mit einem Spiegel zurück.)

Barbe

(Hans den Spiegel überreichend):

Do nimm! Do schau! Wie kommst du dir für?

Hans

(in den Spiegel sehend, langsam, von Entsetzen geschüttelt)

Das? Das bin ich? Der Jager Hans?

Der schönste Bue? . . . Mir — graust vor mir! . . .

Volt:

Der Hans, der Hans! Der Jager Hans!

Bäuerin

(den Hans beobachtend, wie er den Anschein eines Sterbenden gewinnt):

Geht um den Geistlichen! Lauft! Macht g'schwind!

Hans (wie erwachend):

Daß Gott erbarm', nicht lei geträumt!

Nein, nicht geträumt! Ich hab' gelebt!

(Entsetzt und verzweifelt.) Zu was — für was —
hab' ich — gelebt?! . . .

(Er sinkt zurück.)

6. Szene.

Die Vorigen. Der Geistliche im Chorrod.

Der Geistliche

(der die letzten Worte des Hans gehört hat, ergriffen und würdig):

Ein Knecht, der müßig ging, in letzter Stunde
 Rief ihn, auch ihn der Herr! Vertrau dem Herrn!
 (Da Hans in die letzten Zügen greift, zum Kreuz hin
 inbrünstig betend):

O laß dein Blut und deine Pein,

O nicht an uns verloren sein!

(Pause. Hans stirbt, während das Volk tiefe Ergriffenheit zeigt.)

Geistlicher (traurig):

Lasset uns beten: Herr, gib ihm die ewige Ruhe,
 Und das ewige Licht leuchte ihm!

Volk:

O Herr, gib ihm die ewige Ruh,
 Das ewige Licht leuchte ihm!

Geistlicher:

Herr, lasse ihn ruhen im Frieden!

Volk:

Herr, lasse ihn ruhen im Frieden!

Amen.

(In das Beten tönt vom Turme herab das Totenglöcklein.
 Der Vorhang fällt.)

Der letzte Schuß.

(Ein alter Bauer erzählt:)

Der beste Schütz im Tal, das war
Mein Ehn, am Scheibenstand und auf die Gamsen
gar.

Ein Jäger schon, wie man keinen fand —
Gestorben ist er mit dem Stutzen in der Hand!
Nicht plötzlich, nein, mit allem versehen,
Möcht' selber so hinübergehen.

Er hatte die Achtzig schon vorüber,
Da warf ihn ins Bett ein hitziges Fieber;
Gebraucht aber hat's eine Woche lang,
Bis der Tod den Jäger niederrang.

Zur Heumahd war's, um Peter und Paul,
Das Wetter heiß und dunstig und faul.
Die Arbeit drängte, das Heu muß herein.
Wir ließen die Arbeit Arbeit sein
Und taten am Kranken unsere Pflicht.
Dem Alten aber gefiel das nicht:
Was wird aus dem Heu, wenn wir müßig sind?...

Um Mittag hob sich ein Wetterwind.
 Da sagt er: „Gebt mir den Stutzen her!
 Du lad' ihn!... Die Kugel brauch't's nicht mehr...
 Das Fenster auf!“...
 Durchs Fenster mußt' ich ihm richten den Lauf
 Und spannt' ihm den Hahn.
 Da sah er mich dankend noch einmal an.
 „Und jetzt aber geht!... Ich bin ja bereit
 Und ruf' euch, Kinder, wann's an der Zeit!“
 Da gingen wir. Es war uns schwer,
 Wir treffen ihn lebend gewiß nicht mehr!...
 Und die Arbeit drängte, das Wetter naht'.
 Schier eingebracht war die ganze Mañd
 (Wir dachten jetzt an die Arbeit nur);
 Da, wie es ging an die letzte Fuhr',
 Da kracht der Schuß, ich hör' ihn noch!
 Und wir auf und davon, ins Haus hinein,
 In die Stube, die von Pulver roch —
 Da mußt' er eben verschieden sein.
 Lag da mit friedlichem Gesicht,
 Als wär' er entschlafen, gestorben nicht.
 Das Kreuz und die Büchse hielt er umfangen —
 So ist der Jäger hinübergangen.

IV. Von Glaubenssachen.

Religion und Sittlichkeit.

Warum Sittlichkeit ohne Religion keinen Bestand verspricht? Weil bei dem Kampfe gegen unsere Leidenschaften nicht das Fleisch allein zu bändigen ist, sondern, was weit größere Kraft und Mühe zu seiner Bändigung fordert, der gereizte Eigenwille. Wie soll nun der des eigenen Willens Herr werden, der nicht gewohnt ist, ihn zu unterwerfen unter einen höheren Willen?

Religion und Wissenschaft.

Zu allen Zeiten haben Schlagworte den großen Haufen beherrscht; was man heute in vielen Tonarten, von allen Dächern hören kann, ist die Behauptung, daß der Christenglaube mit der Errungenschaft der Wissenschaften nicht vereinbar sei.

Liebe Leute! Wenn euch das jemand sagt, dann fragt ihn erst: woher er es weiß? Die Antwort wird in den allermeisten Fällen lauten müssen: Vom Hörensagen! Und woher es der Zeitungsschreiber weiß, der ihm es weiß gemacht? Vom Hörensagen! Seht, das sind fast immer die Halbgebildeten, die Unreifen und Unselbständigen, die das Schlagwort von der Wissenschaft im Munde führen; eigentliche Gelehrte, die so reden, sind äußerst selten und dann gewöhnlich solche von jener einseitigen, verschrobenern Art, denen man kein Kinderwägelchen anvertraut. Die wirklich großen Gelehrten, wenn sie nicht selber gläubige Christen sind, bescheiden sich, auf ihrem Gebiete zu bleiben und nicht überzugreifen

in das Gebiet der Religion. „Da wissen wir nichts und werden nie etwas wissen“, hat der große Virchow gesagt, während gleichzeitig der nicht minder große Pasteur sich frank und frei als gläubigen Katholiken bekannte; denn er habe, wie er beisezte, viel geforscht in seinem Leben.

Nein, die Wissenschaft führt nicht ab, sie führt vielmehr hin zu Gott und dem gottgeoffenbarten Glauben! Nehmt ein Beispiel gerade von jener vornehmsten Lehre des Christentums, von der der nächstbeste Gesell behauptet, daß sie unvereinbar sei mit dem gesunden Menschenverstande, geschweige denn mit den Resultaten der Wissenschaft: die Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes. Das ist ja freilich ein Geheimnis und wird es für uns Menschen immer bleiben. Was uns aber dies Geheimnis einigermaßen näher bringt, was uns wenigstens ein Gleichnis für dasselbe bietet, ist gerade die Wissenschaft, und zwar die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft.

Gebt mir acht! Wenn ich mir (wie es immer und überall geschehen ist) Gott vorstelle unter dem Bild der Sonne, so erinnere ich mich, wie die Wissenschaft von heute zu der Erkenntnis gelangt ist: daß das Licht, das von der Sonne ausgeht, im Grunde nichts anders ist als Bewegung und Bewegung

nichts anderes ist als Wärme, so daß also Licht, Bewegung und Wärme eines und dasselbe sind und diese drei hinwiederum das Wesen der einen Sonne bilden.

Was hat die Wissenschaft von diesen Dingen, von der Einheit der Naturkräfte, gewußt vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren? So gut wie nichts.

Die religiöse Wahrheit hat bestanden, bevor es eine Wissenschaft gegeben hat, und je weiter die Wissenschaft vorschreitet, um so klarer wird sich für die Menschen auch die Erkenntnis in religiösen Dingen gestalten — ich meine für die Menschen, die eines guten Willens sind; denn für die anderen ist das Evangelium nicht verkündet worden.

Ludovicus Sazo.

Die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, hat sich zugetragen im Jahre 1576 in der damals päpstlichen Stadt Bologna, ich denke in der Nähe der heutigen Via Zamboni, gegenüber der Kirche S. Francesco.

Auf der Plattform eines jener hohen, aber ganz schmalen Häuschen hatte sich eine fröhliche Gesellschaft zusammengefunden: die beiden Töchter der Hausfrau und ihre Mietherrn, Studenten der damals noch so blühenden Universität, zwei Welshen aus guten Familien und ein Deutscher.

Hier auf der Terrasse genoß man eine prächtige Aussicht auf die altberühmten schiefen Türme Garisenda und Asinelli, die hinter der Kirche San Giacomo aufstiegen, auf den Stadtpalast und die Kuppel von San Petronio; und über die Dächer und Türme der weiten Stadt grüßten von fern her die Höhenzüge des Appennins. Dazu nun die laue Frühlingsluft und die goldene Abendsonne und das heitere Treiben der jungen Leute, die bei Wein und Orangen an steinernen Tischchen zwischen Lorbeer und Ole-

ander saßen und plauderten und lachten, das gab ein farbenreiches, fröhliches Bild. Und die Stadt war auch heute so auffallend still, kein Wagen-gerassel, kein lärmendes Handwerk, kein Glockenton zu vernehmen, nur das Lachen der jungen Leute widerhallte von den Mauern.

Da war aber jetzt die Alte über die Treppe heraufgekommen und mit verdrossener Miene, den Zeigefinger strafend erhoben, brummte sie: „Laura! Ninetta! Heute, am Karfreitag, was macht ihr?“

Die Angeredeten stuzten, sie schienen sich erinnern zu wollen, was sie dem Ernst dieses Tages schuldig waren. Ninetta, die Jüngere, schlug mit ihrem Fächer dem deutschen Herrn über den Arm: „Hört Ihr's Ludovico!“

Aber die Alte hatte sich kaum entfernt, da war die frühere Lustigkeit wieder im Gange.

„Bist du abergläubisch?“ stichelte Tommaso, der ältere von den beiden Welschen, zu seiner Dame. Sie zog die Achseln und sah ihn schmunzelnd und fragend an.

Der Deutsche hingegen hatte der schönen Ninetta ein böseres Wort hingeworfen, worüber sie entrüstet tat. „Deutscher Kezer!“ sagte sie und wandte sich schmollend von ihm ab. Er lachte laut auf in hellem Entzücken.

Die ältere Schwester trat jetzt an den Tisch Ninettas: „Warum wollt ihr nicht stille sein? Die Nachbarn können es hören. Seien wir doch vernünftig! — Herr Ludwig, erzählt uns eine Geschichte!“

„Ich? Von was?“ sagte der Deutsche. Laura drängte, auch die anderen wollten ihn hören. Er war erst kürzlich, vor kaum zwei Wochen, hierher gekommen und sprach ein gar zu drolliges Italienisch; dabei zeigte er so angenehme und vornehme Manieren, in allem den deutschen Edelmann.

„O, von was Ihr wollt — von Eurem Ingolstadt,“ rief Herr Tommaso. — „Aber ich bin doch Sachse, Ingolstadt liegt in Bayern.“ — „Wo ist Bayern?“ flüsterte Ninetta ihrer Schwester ins Ohr. — „O, weiß ich's?“

„Wo ist Bayern?“ wiederholte Ninetta zu Ludwig.

„Eh, in Deutschland irgendwo,“ erklärte Tommaso, um rascher ans Ziel zu kommen. „Ihr habt doch, sagtet Ihr, voriges Jahr in Ingolstadt studiert — bei den Jesuiten?“

„Bei den Jesuiten? Besser die Jesuiten solltet Ihr sagen.“ — „O, wieso?“

„Mein Vater wollte es; ich sollte sie kennen lernen, ihre Sophistik, ihre ganze Art.“

„Und das habt Ihr?“ . . . bemerkte Herr Lorenzo mit einem Anfluge von Spott.

„Ich würde es, bin nur zu früh weggekommen. Nun also, wollt Ihr wissen warum? Just wegen der Papisten. Jawohl, am Fronleichnamstage. Den feiern doch die Katholiken allerorten? In Ingolstadt gab's auch so 'ne Prozession mit allerlei Gebimmel — na, ihr wißt schon...“

„Wie wir heute in Bologna so was sehen werden,“ unterbrach Tommaso.

Ninetta schmolte: „Immer diese Reden!“

„Also nicht, wenn's Euch mißfällt! Aber uns Ketzern kommt die Sache so — so lustig vor. Nicht wahr, Tommaso, Euch ebenso? Na, und in Ingolstadt, wo alle Nachbarn ihre Fenster dekorierten, da wollte ich allein nicht zurückbleiben, sondern nahm einen ausgehöhlten Kürbis, machte ihm eine lange Nase und Augen und Mund, stellte ein Lichtlein hinein und setzte ihn ins Fenster, zwei brennende Kerzen daneben.“

Tommaso lachte überlaut. „Ha, und dann?“ — „Dann sah alles Volk zu meinem Fenster hinauf und ärgerte sich weidlich; das hatte ich gewollt.“

„Und dann?“

„Dann, dann kam natürlich der Rektor dahinter und gab mir den Laufpaß. O, mein Vater hat dazu gelacht, ganz Leipzig sprach davon und der Kurfürst

tätschelte mir die Wange. Ich hab' es nicht zu bereuen gehabt, so kam ich ins schöne Italien."

„Per Bacco," sagte Lorenzo halblaut zu Ninetta, „das sollte er in Bologna gewagt haben!"

„O, wenn Ihr wollt," entgegnete der Deutsche gereizt, und warf sich in die Brust, „wenn Ihr wollt, Herr Lorenzo" — — —

„Aber, was sagte der Pater Rektor zu der Sache?" rief Laura dazwischen.

„Der — schlug einen harmonanten Ton an und, wie gesagt, entließ mich in Frieden. Aber der Wirt, der Spitzbube, muß von dem Handel gewußt haben; das Roß, das er mir gab, war ein papistisches Rabenvieh."

„Und warf Euch ab?" spöttelte Lorenzo.

„Nein, zum Teufel, ich hab' ihm den Herrn gezeigt! Nur ein Eisen ging dabei verloren, und ich hatte die Freude, im nächsten Dorfe übernachten zu müssen in der gottsjämmerlichsten Spelunke." —

Die Alte, sie trug ihre Küchenschürze noch umgebunden, stürmte plötzlich die Treppe herauf: „Aufgepaßt, sie kommen!" Damit meinte sie die Prozession, die in Bologna, wie in früheren Zeiten fast allerorts, am Karfreitag Abends zu Ehren des Leidens Christi abgehalten wurde.

Die ganze Gesellschaft trat an die Brüstung der

Terrasse. Ludwig hatte sich neben Ninetta postieren wollen, die sich in die Ecke gestellt; aber Lorenzo nahm ihm den Platz vorweg und schob ihn unsanft beiseite. Dem Deutschen stieg das Blut zu Kopf, er maß seinen Nebenbuhler vom Scheitel bis zur Sohle, drehte sich und verließ die Terrasse.

Die Gesellschaft schien seinen Abgang kaum zu bemerken, so sehr nahm sie jetzt das Schauspiel in Anspruch, das unten in der Gasse sich entwickelte, die Bußprozession. Ein Mann mit einem großen Kreuze schritt voran, eine Schar vermummter, schwarzer Gestalten folgte ihm; dann kamen Priester in schwarzen Leitenröcken von Chorknaben begleitet, die mit Holzinstrumenten klapperten, dann der Bischof mit einer Kreuzpartikel in den Händen und wieder eine Reihe grauer Mäntel, dann Frauen, in schwarze Schleier gehüllt, und all die Menge ernst und feierlich gestimmt, das Miserere betend und andere Bußpsalmen, dann wieder einen Trauergesang anstimmend — es war ein Schauspiel, das auch unsere Gesellschaft auf der Terrasse nicht kalt ließ. Sie sahen eine gute Weile, ohne zu sprechen, aufmerksam hinab: die halbe Prozession war schon vorüber; da auf einmal mußten sie gewahren, daß die Blicke einiger und bald sehr vieler Personen auf ihr Haus gerichtet waren, man sah in die Höhe, man deutete

erregt mit den Fingern auf sie — verwirrt zogen sie sich zurück, als plötzlich die Menge in ein Murren, ein Toben ausbrach und schwere Schläge an die Türe des Hauses dröhnten, die, da sie niemand öffnete, krachend eingedrückt wurde.

Entsetzt aufschreiend sah die Alte nach ihren Töchtern, diese zitternd nach der Mutter, die beiden Herren sahen sich fragend an, niemand erriet, um was es sich handle. Jetzt mit einem Male vermißten sie den Deutschen. „Er ist hinab, er ist drunten, was hat er getan?“ schrie Ninetta.

Aber schon hörte man die Stiege herauf eilige Männer Schritte, der Lärm kam näher, ein Soldat der Sicherheitswache stürmte als erster auf die Terrasse. „Gottesfrevel!“ „Ihr höhnt das Heiligste!“ „Unchristen ihr, verfluchte!“ Laut schreiend umringte sie eine erbitterte Menge. Immer neue Menschen wollten ins Haus, die Wache hatte Mühe, sie abzuhalten. „Wo ist der Schuldige, wo? Wo ist er?“

„Aber was ist denn geschehen, was ist geschehen?“ riefen die Frauen. „Wir wissen von nichts, was ist geschehen?“

In diesem Augenblick ward Ludwig die Treppe heraufgezerrt. Säuste hämmerten auf ihn ein. „Er ist's, dieser deutsche Keßer! Wir haben ihn ertappt! Er ist's! Gesteh! Was hast du gewollt? Gesteh!“

In dem Gewirr der kreischenden Stimmen war es gleich unmöglich, ein Wort zu sprechen wie zu vernehmen. Endlich war ein Offizier der Wache heraufgekommen; er schaffte Ruhe und begann ein kurzes Verhör.

Wir wollen das Ergebnis desselben in etwa ergänzen. Ludwig war, als er die Terrasse verlassen hatte, an der offenen Küche der Witwe vorbeigekommen, die eben ihre Zurüstungen für die Osterfesttage getroffen hatte. Da stand ein gerade fertig gepuhter Kalbskopf, unweit davon ein gerupfter Kapaun und ein Kranz Bologneser Würste. Der Student sieht die schönen Dinge, der Schalk regt sich in ihm, er denkt an Lorenzos spöttisches Wort, und kurz entschlossen nimmt er das Brett mit dem Kalbskopf, stellt es in das Mittelfenster seiner Wohnung, hängt den Kapaun darüber, geht zurück in die Küche und holt die Würste, die er als Girlande benützte, stellt zwei brennende Kerzen daneben — die Dekoration war fertig. Er schließt das Fenster von innen und begibt sich ins Nebenzimmer: „So, Herr Lorenzo, man kann sich den Spaß auch in Bologna erlauben!“ . . .

Daß nun das gläubige Volk mit seinem südländischen Temperamente den frivolen Scherz des Studenten so gewaltig übel nahm, überraschte ihn selbst

am meisten: schon bereute er seine Unüberlegtheit, schon wollte er das Fenster räumen, da war es bereits zu spät.

Im Verhör stellte Ludwig die Tat nicht in Abrede, berief sich aber von allem nachdrücklichst auf seine Eigenschaft als Ausländer und Student, der als solcher nicht dem städtischen, sondern dem Universitätsgerichte unterstehe. Das mußte der Offizier auch anerkennen; er gab Weisung, die Terrasse und das Haus zu räumen und den Studenten, sowie das Volk sich verlaufen hätte, der Universität zu überstellen, wo er selbst den Fall zur Anzeige bringen werde.

Vorläufig war nur noch festzustellen, inwieferne etwa die übrigen Bewohner des Hauses an der Freveltat teilgenommen hätten. Sie alle beteuerten der Wahrheit gemäß, von der Absicht des Deutschen nichts gewußt zu haben. Als der Offizier noch zögerte, ihren Worten Glauben zu schenken, trat Ninetta an ihn heran und sagte: „Dieser deutsche Keßer“ — wie anders klang jetzt das Wort aus dem schönen Munde! — „dieser Keßer, fragt nur nach, hat es in Ingolstadt ebenso gemacht, er ist dafür von der Universität ausgestoßen worden; ja, ja, er hat's uns selber erzählt. Wir sind gute Christen, niemand von uns hat eine Ahnung gehabt, was er tun wollte, er ganz allein hat den Skandal gemacht.

„O ja, Ihr, Ludovico, habt uns die Schande und den Schaden gebracht! Ihr!“ . . .

Wie vernichtet sah Ludwig das Mädchen an; neben der Sprecherin stand mit triumphierendem Blicke Lorenzo. Da farbte glühende Röte das Gesicht des Deutschen, er wandte sich ab, ein Fluch kam über seine Lippen. — Laura schien ihn zu bemitleiden, sie sprach leise auf Tommaso ein: dieser nickte und hielt sich bereit, Ludwig eine Botschaft zuzustechen. Als man den Gefangenen die Treppe hinabführte, gelang es dem Welschen, ihm ins Ohr zu raunen: „Begehrt einen Pater, laßt Euch katholisch machen, das rettet Euch!“

Ein Blick der Verachtung war die Antwort des Deutschen.

* * *

Im hochberühmten Karzer der Universität Bologna, dessen Wände mit Schnurren aller Art, Zeichnungen und Sprüchlein, gereimten und ungereimten, in vielen Sprachen bedeckt waren, kam Ludwig aus der Verwirrung zurück und ward sich seiner Lage klar bewußt. Ihn belustigte dieselbe; der Rektor, der ein Freigeist ist, wie schier alle Professoren, wird den Handel so krumm nicht nehmen; Ludwig dachte, sich dahin zu verantworten, daß er die

Fleischsachen vor dem Verderben hätte sichern wollen, indem er sie in der Abendkühle ans Fenster stellte, und so weiter; man wird nicht allzusehr in ihn dringen. Ein lustiger Streich, davon sich erzählen ließ — wenn, ja, wenn nicht Ninetta ihm die Stimmung verdorben hätte! Das schöne Mädchen, zu dem ihn eine ehrliche Neigung, seine erste Liebe, hingezogen — die Schlange, wie hat sie ihm dieselbe vergolten! Und dieser Blick Lorenzos! Erwürgen hätt' er ihn mögen. Lotterbube! Aber wozu hat man sich als Fechter einen Namen gemacht? Warte! . . .

Der Pedell erschien, sprach Worte des Bedauerns und erkundigte sich nach den Wünschen des jungen Herrn. Ludwig griff in die Tasche; er war mit Geld hinreichend versehen, bestellte sich Wein und einen Imbiß. Darüber verging der Abend und über die Nacht half dem jungen Häftling ein gesunder Schlaf hinweg.

Als Ludwig beim Frühstück saß, das der allzeit bereitwillige Pedell besorgt hatte, sann er über ein lateinisches Distichon nach, in welchem er an diesem berühmten Orte sein Abenteuer mit dem Kalbskopf verewigen wollte; da erschien der Rektor vor dem Studenten, Seine Magnifizenz in hocheigner Person, um ihm anzukünden — was von ihm und dem

Senate nicht gebilligt werde — daß die städtische, beziehungsweise landesherrliche Obrigkeit seine Auslieferung begehrt habe. Vorläufig lasse sich in diesem Falle nichts anderes tun, als dem Begehren Folge zu leisten; er, der Rektor, ermahne ihn, das Unvermeidliche männlich — viriliter, more stoico — über sich ergehen zu lassen. An einem Protest der Universität werde es sicher nicht fehlen . . . Damit entfernte er sich.

Ludwig war erblickt bei dieser Eröffnung. Der städtischen Behörde überstellt, das hieß dem Kriminalgerichte der päpstlichen Landesherrlichkeit ausgeliefert! Was kann das werden? Wie soll das enden? . . . Aber er hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken; schon traten die Sbirren ein, legten dem jungen Herrn Handschellen an und führten ihn unter dem Auflauf und Geschrei des Volkes nach dem Palazzo publico.

Gleich einem gemeinen Verbrecher sah er sich hier gehalten. Die einzige Vergünstigung, die man seinem Stande zuteil werden ließ, bestand darin, daß er eine Zelle für sich allein erhielt. Aber welcher Ort war dieselbe! Eng und finster, von einem hoch angebrachten Fensterchen aufs dürftigste erhellt, der Lehmboden mit Unrat bedeckt, ohne Tisch und Stuhl, nur mit einem Schragen, worauf ein

zerschliffener Strohsack und eine schmutzige Decke... Ludwig zitterte vor Scham und Ingrimm, als der Kerkermeister, ein schmieriger Gesell, ihn auf den irdenen Krug und das darauf liegende Stück Brot verwies und die Thür hinter sich verriegelte. Das hat man ihm, dem deutschen Edelmann, zu bieten gewagt! Scham und Ingrimm nagten an seinem Herzen.

Und von draußen klang — es war Karfreitag vormittag — das erste Ostergeläute; draußen die süße Frühlingsluft und herinnen im dumpfen, feuchten Gelaß Stank und Moder!

Es wird nicht ewig so sein, nicht ewig! Der Jüngling suchte sich zu trösten, warf sich auf die Pritsche und beschäftigte sich eine Weile mit dem Rat, den ihm Tommaso erteilt hatte. — Sein Vater würde ihm ja gewiß zustimmen: Cuius regio, illius religio! In des Papstes Gewalt wird man Papist! . . . Aber Ludwigs ehrliche Natur sträubte sich dagegen.

Wie elend ihm jetzt sein Dasein, wie häßlich die ganze Welt ihm erschienen! Wird man ihn foltern? Wohl möglich. Und dann verurteilen — zu den Galeeren? Er kennt die Gesetze nicht, aber man hat derartiges schon gehört . . . Und dazwischen kam ihm jetzt wieder, immer wieder Ninetta in den

Sinn. Die Schöne mit diesem Teufelsblicke, den sie zuletzt ihm zuwarf — Teufelin!

Die Nacht brach herein, so früh, und währte so lang in diesem Kerker und in der langen, langen Nacht kam kein Schlaf über seine Lider.

Als es tagte, vernahm er das festliche Geläute von allen Kirchen der Stadt: es ist Ostern. Festtag heute, Festtag morgen und übermorgen; man wird ihn deshalb nicht einvernehmen. Erst nach den Feiertagen kann ihm diese Gnade zuteil werden; ja wohl, eine Gnade für ihn!

Jetzt erfaßte ihn aufs neue der Gedanke, ob er dem Räte Tommasos nicht doch folgen sollte. Es schien die einzige Rettung in seiner Lage. Wenn er den Protestantismus verleugnete — es war eine Notlüge, eine Kriegslist, nichts weiter . . . Und dennoch, nein! Lieber den Hunger leiden, der ihn zu quälen begann, lieber alle Peinen seiner Haft, als diese Heuchelei.

Eine neue Qual entstand ihm aus der Wahrnehmung, daß er heimlich beobachtet wurde. Von wem? Wozu? Er wußte es nicht. Aber er merkte, wie ein paarmal des Tages das kleine Guckloch an der eisenbeschlagenen Türe geöffnet wurde und zwei Augen sich auf ihn hefteten. Das war ihm unerträglich. Er schrie den Unbekannten mit wilden

Worten an; er bat, er flehte, ihm Rede zu stehen — keine Antwort. Einem Ausbruch von Raserei, der so heftig war, daß der Junge am ganzen Körper zitterte, folgte eine langwährende, dumpfe Niedergeschlagenheit.

Die zweite Nacht ging vorüber, die dritte ging vorüber. Es war Ostersdienstag und noch immer keine Erlösung, noch immer kein Funken von Hoffnung. Wenn er doch nur jemand sprechen könnte und wenn es seine Richter wären, wenn es sein grimmigster Feind wäre! Ja, wenn es ein Mönch wäre — nur, daß er wieder mit einem Menschen sprechen, sich diese ewig lange Zeit vertreiben könnte! . . . Aber, wenn er einen Mönch zu sich bitten ließe — bitten mußte er darum! — zu nichts anderem, als um mit ihm sich zu unterhalten, das würde seine Lage nur noch verschlimmern; nein, er mußte wirklich so tun, als ob er katholisch werden wollte. Und warum eigentlich nicht? Wer würde ihn deshalb verurteilen dürfen? Vielleicht lacht er selbst noch einmal über sein Katholischwerden. Ninetta würde mitlachen — o die! Wenn ich erst jenen Buben gezüchtigt, dich verachte ich! . . .

Ach, seit seiner Mutter Tod hat er kein Herz mehr gefunden, das ihm Liebe, o nur ein wenig

Liebe entgegengebracht. Nicht dieses Mädchen — sie hat es nie ernst mit ihm gemeint. Auch nicht sein Vater, der nur Jurist und Kanzler ist . . . Vielleicht am ehesten jener Rektor in Ingolstadt; der sprach wenigstens so, wie ein besorgter Vater, daß ihm dabei warm wurde — aber das war Jesuitentrug! . . .

Und wieder war es Nacht. Und als der Morgen kam, und mit ihm der Hunger, den der Häftling mit der ekelhaften Kost nicht zu stillen vermochte, und noch immer nichts darauf hindeutete, daß man ihm wenigstens das Verhör abnehmen wolle, da war's ihm endlich klar: es gibt nur einen Ausweg für ihn, er will und muß ihn betreten: der Rat Tommasos. Er verlangte Schreibzeug zu einer Mitteilung an den Präfekten. Der Kerkermeister brachte es, und Ludwig schrieb — so, daß man ihm nichts vorhalten könnte, zum wenigsten nichts, was seinen Entschließungen vorgriffe — er schrieb lateinisch: „Ich bedaure meine Tat. Schickt mir, ich bitte, einen Eurer Priester, mit dem ich mich beraten könne.“ — Das war nicht zuweit gegangen. Mündlich konnte er allenfalls weiter gehen — wie weit, daß wußte er nicht, und wollte es jetzt nicht wissen.

Der Kardinal-Erzbischof, als Delegat des Landesherrn, war von dem Vorfall, der die ganze Stadt in Aufruhr brachte, alsbald verständigt worden; er selber war es, der entschieden hatte, daß der deutsche Student der Jurisdiktion des akademischen Senats entzogen werde. Einem voraussichtlichen Streit mit der Universität gedachte er dadurch die Spitze abzubringen, daß er den Delinquenten veranlassen wollte, freiwillig Stadt und Hochschule zu verlassen, natürlich nachdem er öffentlich für seinen Frevel Buße getan; denn ihn straflos ziehen lassen, würde, müßte geradezu das Volk empören. Am Pranger sollte er Abbitte leisten, feierlich: dann, da er Ketzer ist, kann man ihn ziehen lassen. Die Frage war nur, ob der Deutsche sich dazu verstehen wird? Denn diese Deutschen! Man müßte sehen, ihn mürbe zu machen; mürbe wird er ja werden . . .

Der Kardinal ließ den Stadtrichter kommen und erteilte ihm seine Befehle: den Häftling knapp zu halten, ihn einige Zeit sich selber zu überlassen und dabei zu beobachten. Erst wenn sein Troß gebrochen scheine, soll das Verhör stattfinden.

Als der Kardinal am vierten Tage den Besuch des Richters und von diesem das Schreiben Ludwigs erhielt, war er sichtlich erfreut; denn diese Bitte um einen Priester — das zeigte doch, daß der Sträfling

kirre geworden, ja, wie es scheinen konnte, sogar willens war, sich zu bekehren. Ob er es ehrlich meinte? Möglich. Gottes Sägungen sind wunderbar!..

Den geeigneten Priester mußte man finden. Der Kardinal sann hin und her, wem er die Mission übertrüge. Da fiel ihm der richtige Mann ein: Pater Agapit, ein Kapuziner, der lang in der Schweiz und Tyrol pastoriert hatte und Deutsch verstand, auch die Keßer wohl kennen mußte. Er würde wissen, wie der Delinquent zu behandeln sei; er stand ja auch im Rufe eines besonders frommen, seeleneifrigen Mönches. Dieser, wenn irgend einer, würde eine gründliche Sinnesänderung des Studenten bewirken können.

So übertrug denn der Kardinal dem höchlich erstaunten Kapuziner das heikle Geschäft. Dieser bat demütig um Gebet und der Erzbischof bestimmte, daß in einer Kirche das Allerheiligste ausgesetzt werde, um für die Bekehrung des Sünders zu beten. Auch das Volk wird diese Anordnung begrüßen.

Pater Agapit, ein kränklicher Mann, von Arbeit vorzeitig gealtert, nahm seinen Auftrag überaus ernst. Denn freilich kannte er die Deutschen, kannte auch den Haß der Keßer und ihre ungeheuerlichen Vorurteile — er war sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt. Vor allem suchte er sich

in die Lage des jungen Gefangenen hineinzudenken: wie er, als ein Mann von Adel, zum gemeinen Sträfling erniedrigt, jedes Trostes beraubt, fern der Heimat, ohne einen Freund, sich so elend und verlassen fühlen mußte. Jener unglückliche König Enzio fiel ihm ein, der einst in eben diesem Stadthause gefangen gesessen und den die Liebe getröstet. Ach, nicht irdische, himmlische Liebe sollte sich des Knaben erbarmen! Er betete zur „Mutter der schönen Liebe“ und stellte ihr sein Anliegen anheim. Dabei erinnerte er sich, daß die Protestanten die Heiligenverehrung ja nicht kennen. Im Münster in Zürich hatte er es gesehen: alle Statuen, womit das katholische Mittelalter die Altäre, die Gewölbepfeiler geschmückt hatte, waren von den Bilderstürmern entfernt. Und er hat sich damals so fremd gefühlt, so klein und unvermögend in diesen Hallen, die noch immer ein gewaltiges Sursum corda sprachen, die ihn hinanziehen wollten und dennoch ihn so kalt ließen: er wußte es selbst nicht, warum, bis es ihm allmählich zum Bewußtsein kam, daß hier die Heiligen, ihr Beispiel und ihre Fürbitte, fehlten. Und nun gar der Mutter beraubt zu sein, an die man zuerst sich wendet, um den erzürnten Vater zu versöhnen! Wenn er den Jüngling nur doch für sie gewinnen könnte! . . .

Er entschloß sich, seinen Befehrungsversuch mit einer Rede über die Mutter Gottes einzuleiten und ging sogleich an die Bearbeitung seines Themas. Punkt für Punkt brachte er zu Papier; jedes Wort war wohl zu überlegen. Langsam und vorsichtig mußte er zu Werke gehen.

* * *

Als am anderen Tage die beiden sich gegenüberstanden, der Mönch und der Student, sah einer den anderen verwundert an: sie hatten sich schon einmal gesehen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Bologna war Ludwig auf einem Spaziergange außerhalb der Stadtmauern dem Kapuziner begegnet, dem ersten, den der deutsche Protestant zu Gesicht bekommen. Und wie ein wildes Tier hatte er den Kuttenmann gemustert. Der Mönch dagegen, wie er die Blicke des Studenten so verächtlich auf sich ruhen sah, grüßte ihn ganz demütig mit einem freundlichen „Guten Abend, Herr!“, so daß der andere beschämt sein Hüttlein lüftete und den Gruß kleinlaut zurückgab.

„Wir sind uns ja schon einmal begegnet,“ waren jetzt die ersten Worte des Paters. Und Ludwig nickte verlegen. „Aber, daß wir uns also wiedersehen!“ fuhr der Mönch im Tone des Erbarmens fort und

sah in das verstörte bleiche Gesicht des Jünglings und sah sich um in dem gräulichen Gelaß. „Kerkermeister,“ sprach er dann zu dem Manne, der noch in der Tür stand, „habt Ihr denn nichts anderes frei? Wenigstens zeitweilig? Weist uns doch für die Stunden unserer Unterredung einen menschenwürdigen Ort an!“ — Der Angeredete zuckte die Achseln. „Wenn Euer Hochwürden vielleicht mit dem Richter zu sprechen beliebten . . .“ Der Pater überlegte. „Das will und werde ich!“ sagte er und winkte dem Manne, sich zu entfernen.

Ludwig dachte: „Es ist doch gut, mit einem Pfaffen zu verkehren, denn was sie mir beschert haben, will keiner mit mir teilen. Recht so, es fängt gut an!“

Der Kapuziner begann jetzt deutsch zu sprechen und entschuldigte sich, daß er es nur noch mangelhaft zustande bringe. Jener, der das Italienische noch mangelhafter beherrschte, war erfreut über die ersten deutschen Laute, die er seit langem wieder vernahm. „Ihr seid in Deutschland gewesen?“ — „Ja,“ war die Antwort; „ich war in deutschen Landen und kenne das deutsche Volk. Ich habe es lieben gelernt!“

„Lieben?“ — Der Student mußte sich Gewalt antun, um nicht die ganze Bitterkeit zu zeigen, die

dieses Wort in ihm hervorrief. Aber der Pater hatte ihn verstanden. O ja, lieben!“ erwiderte er. „Die Deutschen sind ein kerniges und gemüthvolles Volk und,“ setzte er etwas zögernd hinzu, „wie sollt’ ich sie nicht lieben als meine verirrtten Brüder — Euch auch, mein armer Junge!“

„Mein armer Junge!“ — das war so warm gesagt und so zutreffend. Ja, das ist er, ein armer Junge! Ludwig war plötzlich von dem Gefühle seines Elendes wie übermannt; er hielt gewaltsam an sich, um nicht in Weinen auszubrechen.

Der Mönch suchte seine Hand; Ludwig entzog sie ihm und kehrte sich ab; er ließ sich auf den Schragen fallen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Pater Agapit setzte sich neben ihn.

„Junger Freund,“ begann der Kapuziner nach einer Weile, „auch die Widerwärtigkeiten dieses Lebens sind Fügungen Gottes, der immer und auf jede Weise unser Bestes bezweckt. Verzagen wir nur nicht! Denn seht,“ — nun wollte er langsam seine Rede beginnen — „er hat uns ein Unterpfand seiner Liebe gegeben, als er sterbend vom Kreuze sprach: ‚Sieh da deinen Sohn; sieh da deine Mutter!‘ Es war das Testament des Heilandes.“

Der Jüngling sprang auf, seine weichmütige Stimmung war einer trohigen Aufwallung gewichen.

„Pater, von Liebe redet Ihr? Ich habe in der Welt nichts anderes erfahren als Eigennuß und Haß; seit meiner Mutter Tod nichts anderes . . . Sagt lieber, der Haß ist's, der die Welt regiert!“ Er ging, so weit die Enge des Kerkers es verstattete, auf und ab.

„Bin ich, meint Ihr, aus Haß zu Euch gekommen?“ sagte der Pater. Wehmut über die Verkennung seiner Absicht lag in diesen Worten.

Ludwig lachte. „Wollt Ihr mir sagen, warum Ihr gekommen seid? Sagt es mir, wenn Ihr könnt und — dürft, und ich verspreche, Euch dagegen etwas anderes zu sagen: warum ich einen von Euch zu mir gebeten habe.“

Dem Deutschen war es ernst mit seiner Rede; diesem Alten gegenüber, wenn er es ehrlich mit ihm meinte, wie er sich den Anschein geben will, wenn er nicht bloß als ein Werkzeug pfäffischer Diplomatie zu ihm kam, dem Alten gegenüber zu heucheln, nein, das brachte er nicht über sich. Er will es ihm gerade heraus sagen, daß er nur diese tödliche Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, daß er nur versuchen wollte, seine Lage irgendwie zu verbessern.

„Warum ich zu Euch gekommen?“ erwiderte ruhig der Pater. „Weil ich gesandt worden bin,

denn Ihr habt einen Priester verlangt. Aber wenn ich gewußt hätte, daß ich bei Euch Zutritt fände, glaubt mir, ich hätte nicht erst auf Euren Ruf und den Befehl eines Oberrn gewartet! Gott ist mein Zeuge, junger Freund, mein erster Gedanke, als ich von Eurem Frevel hörte — verzeiht, daß ich es so nennen muß — mein erster Gedanke war: könnte ich doch diesem Jünglinge die Augen öffnen, könnt' ich ihm sagen, wie unbedacht er gehandelt, da er das Erbarmen des Heilandes mit Auflehnung, die Liebe mit Hohn erwidert.“

Ludwig war erstaunt. „So saßt Ihr's auf? Ich hab' aus Übermut gehandelt; weiter nichts!“

„Eben das meine ich; Ihr wußtet nicht, bedachtet nicht, was Ihr getan. Und seid Protestant . . . Bekennt Ihr Euch, wenn ich fragen darf, zur Lehre Luthers? Oder seid Ihr ein Anhänger Calvins*)?“

Ludwig war es verdrießlich, darauf antworten zu sollen; doch gestand er nun ehrlich: „Als ich von Hause fortging, war ich Lutheraner; wenn ich wieder heimkomme, werde ich mich vielleicht als Anhänger Calvins zu bekennen haben — möglich,

*) Luther glaubte noch an das Sakrament des Altars, Calvin verwarf es.

man weiß nicht, wie bis dahin sich der Kurfürst entscheiden wird.“

„Povero mio, povero mio!“ sprach der Pater entsetzt vor sich hin.

„Ich glaube an den dreieinigen Gott!“ sagte Ludwig trocken.

„Seht und Ihr glaubt nicht an das heiligste Sakrament, nicht an die Liebe des Herrn!“ — Der Mönch fing jetzt an, warm zu werden; er sprach — nicht von Maria, wie er sich vorgenommen hatte, sondern von der Liebe Gottes, und leicht und fließend und überströmend kam ihm die Rede vom Munde.

Ganz erstaunt sah der Jüngling in das abgekehrte, vom Feuer der Begeisterung erglühte Gesicht, in das leuchtende Auge des Mönches; und das, was er nun hörte, hatte er noch nie gehört, oder wenigstens nie so verstanden: daß Liebe der Beweggrund des Schöpfers war; Liebe und nur Liebe das Endziel der Erlösung, Liebe das Gesetz des Geistes. „Und Ihr fragt mich, warum ich zu Euch gekommen? Wenn ich heute, wenn ich in dieser Stunde mit meinem Leben das Eure erkaufen könnte, retten könnte Euere unsterbliche Seele, Jüngling, o mit welcher Freude ich mein Leben für Euch lassen wollte!“

Ludwig, nicht gerade aus Argwohn, nicht um den Alten zu kränken, nur weil ihm diese Sprache so völlig neu war, suchte unwillkürlich die Achseln.

„Ihr meint, das wäre zu viel gesagt,“ fuhr der Pater demütig fort; „aber wenn ich die Gnade hätte, für Euch mein Leben zu opfern, was tue ich mehr, als Millionen getan, Tausende noch heute tun? Was die Missionäre in die Gefahren einer Weltreise, zu wilden Völkerstämmen, in den fast sicheren Tod treibt, was ist es denn, wenn nicht die Liebe? Was wir im Leben all der Heiligen bewundern, die sich mit den Gefangenen eingesperrt, die mit den Leidenden gelitten, mit den Hungernden gehungert haben, und was sie bei alledem im größten Schmerz und in der tiefsten Schmach glücklich gemacht: was ist es anderes als die Liebe? Ja, können wir Christen denn ein anderes Beispiel befolgen, als das uns Christus selber gegeben, der jedes Leid, das je einen Menschen gequält, willig auf sich genommen, sein Blut für uns vergossen und zum letzten immerwährenden Zeugnisse seiner Liebe das Sakrament des Altars eingesezt, durch das er sich mit uns vereinigt . . .“

Da unterbrach der Jüngling. „Es ist genug,“ sagte er; „ich bin müde!“ Und nach einer Weile sezte er bei: „Ich danke Euch!“ und wandte sich ab.

Pater Agapit erhob sich. Traurig sagte er: „Mein armer Freund — darf ich wieder kommen?“

„Morgen!“ war die kurze Erwiderung. — „Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Mönch. Aber er mußte sich selbst die Antwort geben. „In Ewigkeit. Amen!“ sagte er leise und ging.

* * *

Als der Kapuziner einige Stunden später in seine Zelle zurückgekehrt war, warf er sich vor dem Kruzifix auf die Kniee und weinte bitterlich. Er achtete kaum seines alten Herzleidens, das ihn jetzt wieder befallen hatte, so sehr drückte ihn das Bewußtsein seines Unvermögens, der Erfolglosigkeit seiner Worte, deren Grund er in seiner eigenen Unvollkommenheit erblickte. Er hat einen alten Freund, der auch sein Beichtiger war, zu sich und schuldigte sich vor ihm an im allgemeinen wie im besonderen; denn auch das schien ihm nicht recht getan, daß er seinem Vorsatze nicht treu geblieben, nicht von der Mutter Gottes gesprochen, wie er mit so viel Fleiß es sich ausgedacht . . . Und dann betete er aufs neue zur Mutter der schönen Liebe, daß sie ihm die Gnade erfliehen möchte, doch morgen mit jener Kraft der Überzeugung, die er selber besaß, von ihr zu reden, der Mutter des Erbarmens,

der Mittlerin . . . Ach, wenn er es erreichte, die Seele dieses Jünglings zu retten! Und wenn er sein eigenes Leben einsetzen dürfte, ja, wenn Gott dies arme Opfer von ihm annehmen wollte! . . .

Ludwig lag indessen auf dem Schragen seines Gefängnisses. Hier war die Dämmerung schon hereingebrochen, die Nacht, die gefürchtete, fing wieder an; und wirr, wie Schneeflocken in Märzstürmen, wirbelten die Gedanken in seinem Haupte, Gedanken, die er nie gedacht, die auszudenken ihm unmöglich schien . . .

Er war eine Weile so gelegen, da weckte ihn der Schlüsselbund des Kerkermeisters aus seinem Brüten. Mit höflichen Worten ward ihm angekündigt, was der Richter soeben über ihn verfügt hatte: er solle nicht weiter als gemeiner Sträfling behandelt, sondern in das eigene Haus des Richters überführt werden. Der Kerkermeister bat den jungen Herrn, wie er jetzt ihn nannte, ihm zu folgen. — Dieser erhob sich, die Fesseln wurden ihm abgenommen. Willenlos folgte er dem Manne durch lange Korridore; dann die Stiege hinab und wieder über mehrere Gänge, bis sie zuletzt durch eine kleine Seitenpforte auf die Gasse traten. Hier stand ein geschlossener Wagen. Ludwig und sein Begleiter bestiegen ihn und nach Verlauf einer

Diertelstunde hielt das Gefährt unweit des südlichen Stadttores vor einem mit Mauern umgebenen, villenartigen Gebäude. Sie traten ein, kein Mensch war rings zu sehen; sie stiegen eine Treppe hinauf, ein Zimmer im ersten Stockwerke war dem Gefangenen zur Wohnung angewiesen. Als bald werde er auch sein Abendessen erhalten, „eines, daß Ihr zufrieden seid,“ sagte schmunzelnd der Kerkermeister und ging.

Ludwig sah sich verwundert um. Das war aber doch kein Gefängnis mehr, das war ja eine Stube, eine bessere Gaststube, mit allem eingerichtet, was das Bedürfnis und die Bequemlichkeit erforderte! Die beiden großen Fenster gingen gegen den Garten zu und waren nicht einmal vergittert! Aber da konnte er ja vom ersten Stockwerke hinab in den Garten und hinüber über die Mauer, die ihm nicht allzu hoch schien, in die benachbarten Dignen, von dort zum Stadttore, wo er sich unter die Menge mischt, und hinaus — er konnte, wenn er wollte, entfliehen!

Aber dieser Gedanke hatte augenblicklich keinen besonderen Reiz für ihn. Sein Interesse am Kapuziner war ein so lebhaftes, daß er ungern darauf verzichtet hätte, ihn wiederzusehen. Zudem stand es ihm fest, daß diese unverhoffte, überraschende

Besserung seiner Lage durch den Pater erwirkt worden war, und — der Pater wird sich auch weiter um ihn annehmen! . . .

Jetzt vor allem wollte er die Gelegenheit benützen, sich endlich wieder zu waschen, die Kleider zu reinigen. Welche Wohltat für ihn! Und dann trat er ans Fenster, öffnete und beugte sich hinaus und atmete in vollen Zügen die lang entbehrte, balsamische Luft. Unten in den Lorbeerbüschen hüpfen die Amseln lockend hin und her — ein Strahl der Freude leuchtete in dem Gefangenen auf. Und als der Kerkermeister nun auch eine kräftige Abendmahlzeit gebracht, und Ludwig den hungri- gen Magen beruhigt hatte, da überkam ihn sogar ein Gefühl des Wohlbehagens. „Der Pater, der Pater,“ sumnte und lachte er vor sich hin, „ein Freund des Keßers! Ein sehr schätzswerter, sehr brauchbarer Freund . . .“

Bald aber zogen ernstere Gedanken in ihm ein, Gedanken, die sich an die Rede des Mönches schlossen: wenn es wahr wäre, was jener sagt, daß Liebe der Angelpunkt des Universums ist! Welch anderes Ansehen gewänne dann diese Welt! . . .

Er trat wieder ans offene Fenster; es war Abend geworden. Nur von ferne tönte das Geräusch

der Straße, die Amsel saß auf dem Gipfel einer Zypressen- und sang in langgezogenen Lauten; gerade ober ihr tauchte ein Sternlein auf, dann noch eins . . . Ludwig blickte hinan und verlor sich in Gedanken: an Ninetta — ein sehrender Schmerz durchzuckte ihn, zornig wandte er sich ab; an seine Heimat, die in diesem Augenblick keinen Reiz für ihn hatte; an seine Freunde, die ihm verächtlich und abstoßend erschienen . . .

Müdigkeit und Schlaf machten sich fühlbar. Er schloß das Fenster, legte die Kleider ab und warf sich hastig in das behagliche Bett. — Ein langer, ruhiger Schlaf erquickte ihn nach den harten Entbehrungen der letzten Tage.

* * *

Der sonnenhelle Morgen brachte dem Gefangenen aufs neue seine Lage zum Bewußtsein. Er überlegte und kam abermals zu dem Schluß, daß er unter diesen Umständen am besten tue, seine Hoffnungen auf den Kapuziner zu setzen; den Fluchtgedanken mochte er nicht weiter in Erwägung ziehen.

Und wieder vertiefte er sich in den Gedanken von gestern: Wenn es wahr wäre, was jener von Liebe gesprochen! . . . Ach, auch wenn es Täu-

schung ist: um wie viel glücklicher die Menschen, die sich von der Liebe geschaffen, von der Liebe geführt glauben, und die ihren Lebenszweck darin erblicken, Liebe zu üben! . . . Dem Kapuziner will er es nicht streitig machen, daß er zu diesen gehört. Hat er sich nicht alles dessen, was die Welt erschönt, entäußert, freiwillig? Und warum, wenn nicht aus Liebe? . . . Das war ihm auch schon in Ingolstadt aufgefallen an den Jesuitenpatres, wie sie leben: streng gegen sich, voll werktätiger Liebe gegen andere. Wenn es Heuchelei war, wofür er es damals hielt — diese Heuchelei haben doch alle Armen und Kranken der Stadt gesegnet?

Aber „Heuchelei“, das haben ihm die lutherischen Prediger gesagt, dieselben, die soviel anders sind und vor allen auch keine Festigkeit der Gesinnung besitzen. Mit der Sinnesänderung des Kurfürsten war immer auch ein Frontwechsel dieser Geistlichen erfolgt. Das hat ihm schon sein Vater wie oft bemerkt, und der Vater selbst, er müßte nicht kurfürstlicher Kanzler sein und es bleiben wollen, nahm sich ein Beispiel daran. „Ich glaube an den dreieinigen Gott,“ pflegte er zu sagen; „was darüber hinaus ist, mögen die Pfaffen unter sich ausmachen.“ Das Wort hatte sich auch Ludwig zur Richtschnur genommen.

Denn ja, wer auf das Gezänk der Theologen hören wollte! Auf ihre Spitzfindigkeiten in der Auslegung der Schrift, ihre wüsten Ausfälle gegen alle Andersdenkenden, nicht bloß gegen Katholische, auch gegen Calviner — dieser Haß, der sie alle beseelt in ihren Reden und Schriften! . . . Gestern hat ein Mann der Liebe zu ihm gesprochen; so wie diesen Kapuziner hat er noch keinen von ihnen sprechen hören. Ludwig erinnerte sich, was der Mönch über das Geheimnis des Altarssakramentes gesagt — das er selber verhöhnt hatte —, das aber, das begriff er nicht. Daß die Liebe Gottes das Geheimnis sei, daran hatte er noch niemals gedacht . . .

Ein Klopfen an der Tür störte den Träumer. Er sprach „Herein!“ und Pater Agapit trat vor ihn, müde, erschöpft von einer durchwachten Nacht, die Spuren seiner schweren Krankheit auf dem verhärmten Antlitz. Fast zaghaft klang der Gruß des Alten; aber Ludwig eilte ihm entgegen. „Guten Morgen, Pater!“ sagte er mit lauter, weicher Stimme und reichte ihm freundlich die Hand. Er wollte ihm einen Platz am Tisch anbieten, der in der Mitte des Zimmers stand, zog es aber vor, seinem Besucher erst die Herrlichkeit des Frühlings zu zeigen, die er vom Fenster aus heute schon genossen und wofür er ihm danken wollte; auch für

die neue Wohnung dankte er ihm und für die Mahlzeit und für die Nachtruhe, was ihm alles so wohl getan: „Ihr meint es gut mit mir, Pater!“

„Glaubt Ihr das?“ sagte freudig gerührt der Mönch und wagte es, des Jünglings Hand zu erfassen, die dieser ihm willig ließ. So standen sie eine Weile Hand in Hand am offenen Fenster, und der Mönch sann darüber nach, wie er nun seine Rede von der Mutter Gottes einleiten sollte, um des Zuhörers empfängliches Gemüt für sie zu entflammen. Ludwig, der bemerkte, wie dem franken Manne das Stehen schwer wurde, brachte einen Stuhl herbei, damit er sich setze.

Inzwischen war nun aber gerade die Sonne hinter einem nahen Kirchengebäude herausgetreten und durchleuchtete mit einem Male die Schleier der Dämmerung, die vordem über dem Garten lagen; die Vögel spürten alsbald den wärmenden Zauber des Lichtes und hüpfen singend und zwitschernd von Ast zu Ast, und die Taupfen auf allen Blumen und Blättlein glitzerten auf, und farbenglühend lag die Pracht des jungen Frühlings zu ihren Füßen.

„Seht doch, wie schön!“ rief Ludwig und beugte sich entzückt über die Fensterbrüstung, um recht zu genießen; und er dachte bei sich: „Wenn ich nur

jetzt nicht einen theologischen Sermon mit anhören müßte!“ . . .

Und nun gebt acht! Auch der Mönch sah unverwandt hinaus aus dem Schatten des Gemaches in den Sonnenglanz der Weite und eine tiefe Bewegung ging in ihm selber vor — war es, daß er seines nahenden Todes dachte? Denn als ob seine Seele aus dem Schatten des Todes zum erstenmal hinüberblickte in die Regionen des Lichtes, so starrte sein Auge dahin, wo die Sonne durch Laub und Blüten schimmerte. Und nach einer Weile sagte er in einem ungewohnten Tone: „Wann einst das Kreuz am Firmamente flammt, o nur eine Frage werden wir dann beantworten müssen: Ich habe dich geliebt ohn' Ende: Menschenkind, wie hast du meine Liebe vergolten?“

Ludwig sah erstaunt in das vergeistigte Gesicht des Greises; dieser, wie verloren in ein Gesicht, fuhr jetzt mit weicher Stimme fort: „O, wenn wir es erkennen werden, wie sehr er uns geliebt hat jeden Tag, jeden Augenblick unseres Lebens! . . . Da er den Samen die Kraft verlieh, zu wachsen und zu zeugen, so wirkt in jedem Samenkörnlein die Schöpfergewalt fort und immer fort. Und damit wir uns dessen bewußt würden, schuf er den Wechsel der Jahreszeiten, daß wir mit Augen sehen das

ewige Werden . . . Und siehe den Tau in seinem Glanze, sieh die Blumen in ihrer Herrlichkeit, die Schönheit alle, die dem Kleinsten aufgedrückt ist wie dem Universum — was ist die Schönheit, wenn nicht der Gottesblick, der Blick seiner Liebe, mit dem er uns anziehen will? Denn, warum sag' ich es nicht, da der Herr doch die irdische Liebe gegeben als einen Abglanz und zum Verständnis der göttlichen: sieh, so hat er die Menschenseele umworben, ihr die Welt zu Füßen gelegt, die Leuchten des Himmels, den Spiegel des Meeres, die Tempel des Hochgebirges, sieh, alles ist dein! Und in der Schönheit, die auf allem ruht, lies sie, die Widmung seiner Liebe! Lies sie in der millionenfachen Offenbarung des Schöpfers, lies sie im stillen Walten des Erhalters! Denn, daß wir atmen und sprechen und sinnen — über alle Dinge, über Himmel und Erde, reicht des Menschen Sinnen — auch dies ist sein Geschenk, das Geschenk der Liebe, die nicht abläßt, o nicht abläßt, um Gegenliebe zu werben.“

Das war nun, wie der Mönch es vorbrachte, so klar, so sonnenklar — Ludwig dachte: „Wenn es so nicht wäre, welcher anderer Beweggrund könnte Gottes würdiger sein?“

. . . Aber, fiel ihm nun ein, „wenn das Walten des Schöpfers sich immerfort erneuert, wie

mag es sich dann verhalten mit dem Wirken des Erlösers und des Geistes?"

Ludwig warf diese Frage auf.

Der Greis wandte sich zu ihm. Er sah das hochgerötete Gesicht des Jünglings, sah, wie dessen Seele sich geöffnet hatte gleich der Muschel, die dem Tau sich erschlossen. „Ob nicht auch die Heiligung sich erneuere, meint Ihr, das Werk des Geistes? O Kind, ist nicht der Geist vorab die Liebe? Und seid Ihr selber es nicht inne worden, wie wunderbar der Mensch geführt wird in jedem Geschehe, das uns widerfährt, in jedem Worte, das uns von der Lippe gleitet? . . . O, wenn wir einst sehen werden! Wenn diese Augen das Licht schauen, das alle Rätsel des Daseins enthüllt und das Gewebe unseres Schicksals bloßlegt! Wenn wir zurückblicken werden auf die Reihe unserer Tage wie auf ein kunstvolles Schauspiel und darin erkennen werden Spiel und Gegenspiel und in allem die waltende Hand des Geistes!“

Ludwig vergegenwärtigte sich, wie er nach Bologna gekommen war, hier in Gefangenschaft geriet, hier mit dem Mönch zusammentraf — ist das Gottes Fügung? — Ist das die Liebe, die sich also an ihm rächt? . . . Er erschrak; er schämte sich seiner selbst, Tränen traten in seine Augen.

Dem Mönch entging nicht die Ergriffenheit des Jünglings, sie schien ihm das sichere Zeichen seiner Sinneswandlung.

„O, wann wir sehen werden, die Hand erkennen werden, die unsere Herzen lenkt wie Wasserbäche!“ . . .

Der Greis sprach mühsam, aber die Glut, die in seinem Innern lohte, zwang ihn zu reden; und mit Anstrengung aller Kräfte fuhr er fort: „Jüngling, wie der Schöpfer seine Allmacht, wie der Geist seine Gnadenführung fort und fort betätigt, sieh, so erneut sich fort und fort auch das Erlösungswerk des Sohnes! Sieh, der Menschgewordene, der nur wenige Jahre auf Erden gewandelt, nur an wenige seiner Volksgenossen das Wort seiner Lehre gerichtet, nur die Kranken Judäas geheilt hat: sterbend hat er seine Arme ausgebreitet, um die ganze Welt zu umfassen, und ist auferstanden, um fortan unter allen Menschen zu weilen, alle Tage bis ans Ende der Welt. Darum, wenn die Sonne sinkt am einen Ende der Erde, dämmert am andern der Morgen auf; wenn die eine Glocke hier verklang, fängt eine andere dort zu läuten an, damit sich Tag und Nacht und jede Stunde des Jahres erneue das Erlösungswerk des Herrn. Und Tag und Nacht, in allen Himmels-

gegen den weilt der Erlöser unter uns im Tabernakel. Denn der von Ewigkeit ist der Dreieinige, er wirkt und waltet in Ewigkeit!“ . . .

Dem Jüngling war es, als hätte sich vor ihm ein Vorhang aufgetan, und als blickte er hinaus, durch eine Flucht von Sälen, hinaus in die unendliche Weite: nichts hatte ihm vordem für sicher gegolten, als der Lehrsatz von der Dreieinigkeit, und nun stand es wie eine Erleuchtung vor ihm, daß der Glaube an die Dreieinigkeit auch den Glauben an jenes Sakrament umschließe, das er verhöhnt; weil das Walten der Gottheit ein beständiges ist: wie der Schöpfer zugleich Erhalter, wie der Geist Führer und Erhalter ist zu jeder Stunde, so dauert fort auch das Erlösungswerk des Sohnes, wie Christus es gesagt hat*): Mein Vater wirkt bis zur Stunde, und so wirke auch ich.

Ludwig, lebhaft bewegt, wollte an den Mönch eine Frage richten; aber dieser schien jetzt seinen Zuhörer mit einem Male vergessen zu haben. Er hatte sich über die Fensterbrüstung hingelehnt und lispelte vor sich hin: „Anima Christi, sanctifica me!“ **) . . .

*) Johannes 5, 17.

**) Seele Christi, heilige mich!

Dabei atmete er schwer und hatte seine Hände krampfhaft ans Herz gepreßt; dann sprach und stammelte er weiter: „O bone Jesu — ne permittas me — separari a Te“***) — —

Und plötzlich verstummte er; ein tiefer Atemzug — ein Seufzer — Ludwig, der noch ganz in sich versunken neben ihm gestanden war, sah auf und erschrak vor dem leichenfahlen Gesicht, vor dem brechenden Auge des Mönches, der sich seitwärts neigte und jetzt zu sinken drohte — der Jüngling breitete seine Arme aus, um den Sinkenden zu halten, und hielt einen Sterbenden in seinen Armen. „Muojjo, pregate per me!“ („Ich sterbe, bete für mich!“) waren die letzten Worte des Paters.

Ludwig schrie auf; er rief nach Hilfe, rief laut und lauter — es währte lange, bis man der Rufe achtete. Als endlich die Tür geöffnet wurde und Dienerschaft herbeigeeilt kam, traf sie den Mönch als Leiche und neben ihm den deutschen Studenten in Ohnmacht hingsunken.

* * *

Man erzählt von einem Vorfalle, der zwanzig Jahre später in Augsburg großes Aufsehen erregt hat: wie am Karfreitag an der dortigen Bußpro-

*) O: guter Jesu, laß mich nicht getrennt werden von dir!

zession sich ein Kapuzinermönch beteiligt habe, der ein ungeheures Kreuz auf seinen Schultern schleppte, zur Strafe — so erzählte er der verwunderten Menge — zur Strafe seines Frevels, den er einst als Jüngling gegen das Geheimnis der Liebe begangen habe.

Jener Mönch war, wie man erfuhr, Ludovicus Sargo, einst mit seinem Laiennamen Edler von Einsiedel geheissen, der als Student in Bologna das Kleid des heiligen Franziskus genommen. Er ist gestorben im Rufe großer Heiligkeit, da man zählte sechzehnhundertacht Jahre nach unseres Herrn gnadenreicher Geburt.

Das Wunder von St. Georgenberg.

Ich künd' euch die Geschichte, wie der Prior
Von Siecht, mein alter Freund *), sie einst erzählte.

Der macht' mit den Novizen, „seinen Kindern“,
Wie er sie nannte, den Spaziergang zum
Kreuzbüchel ober Domp. Es ging bergan,
Beschwerlich und ermüdend für den Greis;
Im Walde angelangt, bei der Kapelle,
Da rastet' er und ließ die Jugend laufen.
Es währt' nicht lange, kamen sie ihm wieder.
Da saß er dann mit seinem halben Duzend
Novizlein, saß und freute sich der Sonne
Und sah hinab auf Kloster und auf Welt
Und freute sich des wolkenlosen Abends,
Der wie dem Tal ihm selbst beschieden war.
„O meine Kinder, ist der liebe Gott
So gut! Wie schön es ist! Seht euch nur um!
Die Saaten, wie sie wieder wogen, die
Erst gestern nachts der Sturm zu Boden schlug!
Das tut die liebe Sonne, meine Fratres,

*) Vgl. des Verfassers „Abt von Siecht“, 7. Kapitel.

Die Gnade ist's, die immer wieder uns
 Erhebt . . . So reift die Saat heran zur Tenne,
 Und so der Mensch! Wes kann der Halm sich
 rühmen?

Daß er sich ziehen ließ, ja, das ist alles;
 Doch das verlangt der Herr . . . Kennt ihr die
 Chronik

Von jenem armen Priester, den der Herr auf
 Georgenberg begnadigt — oder sag' ich:
 Gestraft? denn beides war er. Mögt ihr's hören? . . .

Er war (sein Name ist uns nicht genannt)
 Aus Tegernsee. Ein hochgestellter und
 Gelehrter Herr, untadeligen Wandels.
 Nur ward er oft von Zweifeln heimgesucht
 Und griff den Kampf nie herzhafte an, weil Selbst-
 Gefallen, nicht die Liebe ihn beherrschte:
 Ein Zärtling und voll Ängstlichkeit dabei.
 Jetzt denkt einmal, wenn ihr's erdenken könnt:
 Ein Priester, der die Messe liest und zweifelt!
 Ein Priester, der nicht glaubt! Er selber hielt
 Es endlich nicht mehr aus und pilgerte
 Nach Rom, um hier sich Licht und Trost zu suchen.
 Und disputierte da gar oft und viel
 Mit hochgelehrten Theologen, lag
 Vor allen Heiligtümern, vor der Krippe

Des Herrn, dem heiligen Kreuz, dem Schweiß Tuch,
 Kniel' an dem Grabe der Apostelfürsten,
 Ja, gar nach Palästina setzt' er über,
 Verehrte des Erlösers Grab, betrat
 Den Saal des Abendmahls, wo einst der Herr
 Das Sakrament gestiftet seiner Liebe.
 Doch als er endlich heimgekehrt, da schoß,
 Weil er die Wurzel nicht entfernt, aufs neue
 Der Zweifel fürchtbar in ihm auf; zuletzt
 Verlor er gar den Mut und schloß sich ab;
 Er wagt's nicht mehr, sich einem zu eröffnen.

Da sandt' ihm Gott den Warner und den Freund.
 Bei Tegernsee, im Wald verborgen, lebte
 Ein alter Klausner, gar ein unscheinbarer,
 Doch wahrhaft frommer Mann. So wie durch
 Zufall

Trifft unser Priester einst mit ihm zusammen
 Und läßt sich, mehr aus Neugier nur, mit ihm
 In ein Gespräch ein. Doch das währt nicht lang,
 So sieht er sich, er weiß nicht wie, verraten.
 „Mein armer Herr,“ spricht ihm der Klausner zu,
 „Mit Euch steht's schlimm! In Treuen rat' ich Euch,
 Nehmt Eure Zuflucht zu der Gottesmutter
 In Georgenberg! Zieht hin, sobald Ihr könnt,
 Zu Unserer Frauen Bildnis an der Linde!“

Verlegen lächelnd dankte der Gelehrte
 Und ging davon. Was sollte ihm der Rat?
 Wie sollte ihm die Waldeswildnis, ihm
 Ein holzgeschnitztes Bildnis bieten, was er
 In Rom nicht fand und nicht im heil'gen Lande!
 „Wie werd' ich je es fassen, daß in Brot
 Und Wein der wahre Christ zugegen sei!“ . . .
 So sprach er bei sich selbst; denn Hochmut hatte
 Den Sinn ihm so betört, das Herz verhärtet.
 In schwerer Sünde lebt' der Mann dahin.

Jetzt, was geschieht? An einem Abend steht
 Plötzlich der alte Klausner in der Stube.
 Und „Herr,“ so spricht er, wie vom Geist ergriffen,
 „Wenn Ihr nicht folgt, die ewige Verdammnis
 Ist Euer Los! Verzieht nicht länger, kommt!
 Ich selber geh' ein Stück mit Euch. Denn glaubt
 mir,
 Die Schmerzensmutter will und wird Euch
 retten!“ . . .

Da überkam den guten Mann die Angst;
 Er sagt' nicht nein und fügte sich dem Alten.

So brachen sie denn auf, es war schon Nacht,
 Und zogen fürbaß unter lautem Beten:
 „Begrüßest seist du . . . und gebenedeit
 Sei Jesus, der im heil'gsten Sakrament

Da seht' ihm der Versucher mächtig zu;
 In Maurach, bei dem ersten Haus von Eben
 (Wo damals just die heil'ge Notburg lebte*),
 Als man ihn dort zum Mittagmahle lud,
 Da war's ihm doch, als müßt' er unterliegen,
 Sich güttlich tun an Speis' und Trank und Ruhe,
 Und heimwärts dann! Doch seht, er überwand
 Mit Gottes Hilfe. Und jetzt war er auch
 Gewonnen! Wie von unsichtbarer Hand
 Vorwärts geschoben, kam er ohne Irrung,
 Zwar spät am Abend, nach Georgenberg,
 Betrat die Kirche, beten konnt' er nicht mehr,
 Denn vor Erschöpfung schlief er ein und schlief,
 Niemand gewahrte sein, die ganze Nacht.

Als er erwachte, fiel vom Frühlicht eben
 Ein matter Schein aufs Muttergottesbild:
 Da sei ihr Schmerz, wie sie den toten Sohn
 Im Schoße hält, so heftig ihm zu Herzen
 Gedrungen, daß er laut aufseufzend rief:
 Es mög' ihn sie denn endlich finden lassen,
 Den sie getragen unter ihrem Herzen!
 Und ein Vertrauen zog in seine Seele.
 Zur Beichte geht er, darnach zur Sakristei

*) Die Geschichte soll sich i. J. 1310 ereignet haben;
 St. Notburg † 1313.

Und rüstet sich und schreitet zum Altar.

Andächtig, ganz zerknirscht liest er die Messe.

Doch nun gebt acht! So wie's zur Wandlung
kommt,

Da war aufs neu' von schrecklichem Unglauben
Sein Herz wie zugeschnürt! Er hält den Kelch,
Er hat das Wort gesprochen: „Hic est enim“ —
Doch daß es Christi Blut, er kann's nicht glauben,
Er kann's nicht fassen, nein und nimmermehr!
Die ganze Hölle stürmet auf ihn ein.

Jetzt aber hat Maria seiner sich
Erbarmt! O Wunder! Ihm in Händen wird
Der Kelch so heiß — er blickt hinein, da wallt es
Wie frisch vergossen Blut hoch auf und schäumt
Und überfließt, daß mit dem Tüchlein schleunig
Die heißen Tropfen er auffängt, — ein Schrei
Entfährt ihm da, das Volk drängt sich heran,
Es kommt der Abt herbei, die Mönche kommen,
Und zitternd beten Volk und Priesterschaft
Auf ihren Knien Gottes Wunder an.

(Ein Teil des heiligen Bluts ward aufbewahrt,
Das man noch heut' in der Monstranze sieht.)

Mit Mühe konnt' der Priester noch die Messe
Beenden; in der Sakristei dann fiel
Er wie in Ohnmacht hin. Es brauchte lang,

Bis man ihn wieder zum Bewußtsein brachte;
 Doch wie sie nun neugierig in ihn drangen,
 Auf alle Fragen stammelt er nur eines,
 Das eine Wort: „Maria hat geholfen.“

Nun, meine Fratres, glaubt ihr wohl, der Priester
 War jetzt geheilt von Zweifeln, ganz geheilt
 Für immer? Ja, wie anders! Wo er nun,
 Was uns der Glaube lehrt, mit Augen sah!
 Doch wißt, da heißt es: Selig sind die Augen,
 Die nicht geseh'n; darin liegt das Verdienst,
 Daß andres wir für Wahrheit halten, als uns
 Die schwachen Sinne melden: daß wir Gott
 Mehr trauen als der eigenen Erkenntnis!

Ist das so viel, dies Opfer unsrer Sinne?
 Wo alles Wissens, aller Weisheit Summe
 Die ist, daß wir an Christum glauben müssen?
 Und seht ihr wohl: Der Gott der Christen will
 Kein blutiges Opfer mehr; doch er, der Herr,
 Begnügt sich auch nicht mit geringer Gabe,
 Er will uns selbst und will uns ganz:

Verstand

Und Willen. Ei ja, Kinder, wo ein Volk
 Demütig vor dem Tabernakel kniet
 Und betet: „Herr, dein Wille soll geschehen“,

Da ist das wahre Christentum, das ist
 Der Gottesdienst, des sich die Engel freuen!
 Und meint ihr nicht, wenn wir dem Herrn also
 Nach seinem Willen treu gedient hienieden,
 Daß er uns dann in seinem Hoffstaat auch
 Ein Plätzchen gönnen wird, der gute Herr?“ . . .

Der Prior schwieg, und seine Schüler schwiegen,
 Nachsinnend dem Gehörten. Horch, da läßt
 Ein feder Fink sein Trillerlein erschallen,
 Und aus dem Walde tönt ihm Antwort wieder.
 Das weckt die Sangeslust; ein jung Novizlein
 Summt schüchtern „Tantum ergo“ vor sich hin;
 Rasch fallen jetzt die andern ein, und hell nun
 Tönet ihr Singen über Tal und Hügel:

„Tantum ergo sacramentum veneremur cernui,
 Et antiquum documentum novo cedat ritui!
 Praestet fides supplementum sensuum defectui!“

Für Ganzgescheite.

Ihr Ganzgescheiten! Wollt ihr nicht eine Nuß knacken und mir euern Scharfsinn zeigen? Es ist ein alter Volkswiß, an dem ihr euch versuchen könnt. Hört nur!

Ein Vater starb und hinterließ seinen drei Söhnen unter anderm einen Stall voll Pferde. Diese sollten sie unter sich in der Weise verteilen, daß der Älteste die Hälfte, der zweite ein Drittel und der Jüngste den neunten Teil bekäme. Der Pferde aber waren 17.

Als sich nun die Söhne ans Teilen machten, kamen sie an kein Ende. Denn die Hälfte von 17 war $8\frac{1}{2}$; — was soll man mit einem halben Pferde anfangen? Der dritte Teil war $5\frac{2}{3}$, der neunte gar $1\frac{8}{9}$; und woher ein Zweidrittel- und Achtneuntel-Pferd nehmen? . . .

Da wären sie bald um den Frieden gekommen; sie gingen zum Richter und baten ihn, daß er die Teilung vornehmen möge. Der Richter aber war bekannt durch seine Klugheit im ganzen Lande; er

hörte die Brüder ruhig an und sagte: „Burschen, ihr seid nicht klug, man muß sich zu helfen wissen! Geht hin, ich habe ein Pferd im Stall, das will ich euch leihen. Tut, als ob es das eurige wäre und probiert von neuem das Theilen!“

Die Brüder nahmen des Richters Pferd, stellten es zu den ihrigen und versuchten aufs neue das Theilen. Und siehe da! Der Älteste nahm 9 Pferde für sich — das war die Hälfte der Pferde, die sie nun hatten, der zweite nahm 6, das war sein Drittel; der Jüngste endlich bekam 2 Pferde, das war der neunte Teil, den ihm der Vater zugesprochen hatte. Und 9 mehr 6 mehr 2 macht 17 — da hatten sie ihre eigenen Pferde schön aufgeteilt, und des Richters Pferd war noch übrig. Sie stellten es also zurück und dankten und freuten sich herzlich, denn so blieb Friede im Haus, und jeder war wohl zufrieden; denn jeder hat — das war das Wunderbarste an der Sache — mehr bekommen, als er sich früher verhofft hatte: statt $8\frac{1}{2}$ ganze 9, statt $5\frac{2}{3}$ und $1\frac{8}{9}$ ganze 6 und 2 Pferde! — Und der Richter hieß jetzt ein studierter Mann, stieg hoch in Ehren und Würden und ward zuletzt Reichsfinanzminister in O.

„Bekehrung“.

Es war zu Zeiten Kaiser Konstantins.
Der Bischof kam, ein hochberühmter Mann,
In eine Stadt, wo tausend Katechumnen
(Denn all den Heiden war des Glaubens Licht
Jetzt aufgegangen!) längst der Taufe harrten.
Nur einer war, so ein verbohrtter, alter,
Sonst nicht ein böser, mehr ein träger Heide,
Der heißet' Bedenkzeit. — Als der Pontifex
Davon vernahm, erfaßt' ihn heiliger Eifer;
Und kurz und gut, so wie das Männlein war,
Nahm er's beim Schopfe, drückt's bis an den Hals
Ins Wasser und begann: „So glaubest du?“ . . .
Heio, da zappelte, da schrie und spie
Der alte Heide: „Ei ja woll, iaß glaab' i's!“ . . .

Dom ersten Christbaum.*)

Ich weiß nicht — und wer wird uns das sagen können? — wo und wie der heute fast überall gebräuchliche Christbaum zum ersten Male ins Dasein trat. Die Kulturgeschichte nimmt von derartigen Erscheinungen erst dann Notiz, wenn sie sich bereits zu einer volkstümlichen Gewohnheit entwickelt haben; betreffs ihres Ursprungs, ihrer Veranlassung sind wir auf Vermutungen angewiesen — die Vorstellungskraft mag hier ersetzen, was der Forschung vorenthalten bleibt.

Sehen wir uns denn zurück etwa in das Jahr 460 nach Christus. Das Land um Klosterneuburg hieß damals das Rugiland; denn die Rugier, ein germanischer Volksstamm, hatten davon Besitz ergriffen. Die Ebene war noch Sumpf und Urwald, doch der Kahlenberg bereits besiedelt. — Und in einem jener Blockhäuser auf dem Kahlenberge finden wir ein Germanenweib, das seine Vorbereitungen trifft zu einem bescheidenen Festmahle. Denn es ist

*) Gesprochen in Freundeskreise bei einer Christbaumfeier in Klosterneuburg.

Julzeit, die Winter-Sonnenwende, die bei den Germanen immer festlich und mit einer religiösen Feier begangen wird. Dem Herde gegenüber kauern, in Pelzlein gehüllt, die Kinder. Die Dämmerung ist hereingebrochen. Draußen stürmt der schneidende Ostwind und wirbelt das gefallene Laub durcheinander, die kahlen Buchen und Eichen knarren und die Kinder reden von Wuotan, dem Schrecklichen, der die Geister durch die Lüfte führt. Doch die Mutter wehrt es ihnen: „Kinder, das ist nicht wahr, das sollt ihr nicht glauben!“

„Aber der Vater sagt es.“

„Der Vater — nein, er glaubt es selbst nicht mehr.“

„Alle sagen es.“

„Der fremde Mann weiß es besser. Er sagt, es ist nicht so. Er hat es uns gestern erklärt.“

„Woher weiß er es?“

„Er weiß es und ich glaube ihm.“ —

Horch, wer kommt? Der Vater, den sie erwarten? Nein, nicht der Vater; der fremde Mann ist's, von dem sie eben sprachen. Ein rüstig schöner Greis. Und hinter ihm sein Begleiter, der ein Tannenbäumchen bringt.

„Hieher stelle den Baum! — Es ist so traurig,“ sagt der Fremde, nachdem er Mutter und

Kinder begrüßt, „jetzt in der Winterzeit nirgends ein Grün mehr, alles dürr und tot. Drunten am Waldessaum fanden wir die Tanne, das einzige Lebende weitum. Habt ihr Kerzen, Frau? Dann gebt mir, möglichst viele! Wir wollen Kerzen aufstecken auf dem Baume. Kindlein, wir wollen Lichter anzünden und uns freuen in der kalten, finsternen Nacht, als wär's die Sommer-Sonnenwende.“

Und die Mutter erriet die Absicht des Fremden: daß er anknüpfen wolle an die Gewohnheit ihres Volkes, im grünen Tann, in geheiligten Hainen die Feste zu feiern. Sie brachte Kerzen, die sie aus Hirschfett selber gegossen, und die Kinder sprangen herbei und halfen die Talgkerzen an der Tanne befestigen und jubelten über den hübschen Einfall.

Inzwischen ist auch der Vater nach Hause gekommen mit seinen Jagdgesellen und alle begrüßen den Fremden. „Vater Severinus“ heißen sie ihn und freuen sich, daß er das Mahl mit ihnen teilen wollte, dessen sie alle bedürftig waren. Die Kinder aber sahen nun fortwährend nach dem Tannenbaum und endlich, endlich durften sie die Kerzen entzünden. Man war gespannt, was da kommen sollte.

Als nun die grüne Tanne im Blockhause zu leuchten begann und ein Lichterglanz, wie niemand

je gesehen hatte, die arme Hütte erhellte und mählich durchwärmte, da nahm Vater Severinus das Wort und redete in der Sprache dieser Rugier, redete ihnen von der Treue Gottes, davon wir im Immergrün dieser Tanne ein Beispiel sehen sollten, und von dem Ewigen Lichte, das in die Welt gekommen sei, um alles zu erleuchten und zu erwärmen, und fing an zu erzählen von der Geburt des Herrn Christ, die eben um die Julzeit erfolgt sei . . .

Wie die Erzählung Severins etwa gelautet habe, können wir uns lebhaft vorstellen, wenn wir uns erinnern, wie in karolingischer Zeit ein edler Sachse seinen heidnischen Volksgenossen die Geburt Christi schilderte. Es war, so heißt es im Heleand*), „das Kind geboren, der Menschheit Schirmherr. Da nahm ihn die Mutter,

Es umwand ihn mit Windeln der Jungfrauen
wonneseamste,
Mit zierlichem Zeuge, und mit ihren zwei Händen
Legte sie lieblich den lieben Kleinen,
Das Kind, in die Krippe; doch Gottes Kraft hatte dies,
Der Menschheit Herrscher. Dort saß die Mutter vor
ihm,

*) Nach der Übersetzung von Behringer.

Die Jungfrau, wachend und wartete seiner selbst,
Hütete das heilige Kind . . .

Da ward manchem diese Kunde
Auf der weiten Welt. Wächter erfuhren sie,
Recken, die da draußen die Rosse besorgten,
Die Wehrhaften auf der Wacht, der Streithengste
wartend

Und der Füllen auf dem Felde.

Sie sahen die Finsternis zerfließen
In der Luft entzwei und Gottes Licht kam
Wunderschön durch die Wolken und die Wächter dort
Umring es auf dem Felde; Furcht befiel
Die Mannen in ihrem Gemüte; sie sahen den mäch-
tigen

Engel Gottes kommen, der ihnen entgegen sprach;
Er befahl da den Wächtern, nicht irgendwie zu
fürchten

Leides von dem Lichte:

Ich soll euch liebliche Kunde
Wahrheitsgetreu mit freudigem Willen erzählen,
Verkünden das mächtige Wort. Christus ist uns jetzt
geboren

Selbst in dieser Nacht, der selige Gottessohn,
Hier in der Davidsburg, der Herrscher, der gute.
Das ist des Menschengeschlechts mächtigster Segen,
Aller Völkersöhne Freude!"

Ja, „aller Völkerjöjne Freude“, das war es, was Severinus den Rugiern verkündete.

* * *

Vergegenwärtigen wir uns die Zeit, in der dies geschah, die Zeit der Völkerwanderung, als eben erst der Hunnensturm über die Lande gegangen war. Zerfall alles Bestehenden ringsum; jedes Volk und jeder einzelne nur auf sich selber angewiesen. Der Bär und der Wolf noch überall und des Menschen grimmigster Feind der Mensch. Brand und Mord, Not und Verzweiflung allenthalben. Da erscheint dieser fremde Mann und verkündet die Lehre des Christentums.

Erstlich die Lehre von der Liebe Gottes: Ein Vater ist, der über die Menschen wacht und ihre Geschicke lenkt, der Sonnenschein und Regen spendet, Glück und Unglück zuläßt, dieses wie jenes zu ihrem Besten. Denn er liebt die Menschen, die er für sich geschaffen, er will sie zu sich aufnehmen in seine Wohnsitze. Darum hat er sogar seinen eigenen Sohn auf die Erde gesandt, damit er die Menschen führe durch alle Fährnisse in das ihnen bestimmte Reich einer ewigen Herrlichkeit!

Welchen Trost hat doch diese Lehre denjenigen bringen müssen, die immer nur gehört hatten von

dem blinden, grausamen Satum oder von den unheilbrütenden Nornen; die es nicht anders gewohnt waren, als sich und ihre Schicksale als Spielball finsterner Mächte zu betrachten; die nie daran denken konnten, daß auch die Drangsale dieser Welt zu etwas dienten und sogar zu nichts anderem dienten als zur Läuterung der Menschen, zur Erreichung ihres glücklichen Endzieles!

Und dann die zweite Lehre des Christentums: von der Nächstenliebe, die Lehre von der Gleichheit aller Menschen in Christo. Der Sklave ein Bruder des Freien, das Weib vollebensbütig dem Manne! Sie, die nur ein Gesetz gekannt hatten, das auf Eigenliebe aufgebaut war, nur eine Gesellschaftsordnung gewohnt waren, deren Kitt die Eigenliebe war, sie hören nun mit einem Male: Du sollst deinen Nächsten, du sollst jedweden Menschen lieben wie dich selbst!

War das möglich? Aber der diese Botschaft zu ihnen getragen, dieser Severinus selber, war weit her, über das Meer zu ihnen gekommen, um die Lehre, die er verkündete, in eigener Person zu üben. Er ist gekommen, sie zu unterrichten, ihnen Trost und Hilfe zu bringen, wo und wie er nur kann. Nicht bloß seinen römischen Mitbürgern, den Provinzialen, auch ihnen, den unbekanntem, ver-

achteten Barbaren, gilt sein Bemühen, seine opferwillige Selbstlosigkeit . . .

Wir Menschen von heute, die wir im Christentum herangewachsen und in die vom Christentum geschaffenen Verhältnisse so völlig eingelebt und damit verwachsen sind, wir Heutigen können uns schwer einen Begriff davon machen, wieviel Freude, welch ungeahntes Licht, welch unendlichen Trost die Lehre des Christentums für jene Germanen in sich schloß! Nur wer sich die entsetzliche Lage des Heidentums vergegenwärtigt: die völlige Ungewißheit der Menschen in allen überirdischen Fragen, die beklemmende Furcht vor einem Jenseits, das sie erwarteten, die blinde Scheu vor den Göttern, an die sie glaubten; nur wer sich vorstellen kann eine Gesellschaft, der die Begriffe von Barmherzigkeit und Nächstenliebe gänzlich fremd waren, und daneben die Wirrsale jener Zeiten bedenkt: nur der wird es fassen können, mit welcher Freude die Einsichtigen unter diesen Heiden die Lehre Severins aufnahmen, und wird sich nicht mehr wundern über die großen Erfolge, die dieser Römer unter den Rugiern erzielte, so daß selbst der königliche Held Odovaker, bevor er seinen weltgeschichtlichen Zug nach Italien antrat, sich zum Christentum bekehrte.

Mit historisch geschultem Blicke muß der unge-

heute Abstand des Christentums vom Heidentum eingeschätzt und die ganze Trost- und Hilflosigkeit des Paganismus erwogen werden, damit wir die Freudigkeit des Evangeliums, dieser wahrhaft „frohen Botschaft“, recht erfassen können. Das haben die alten Römer ohne Zweifel besser verstanden als wir heutigen.

Etwas anderes freilich, was jenen nicht gegeben war, besitzen wir heutigen: die Rückschau auf die Geschichte des Christentums.

Und da sind es denn vor allem zwei Behauptungen, die wir heute nach einem 1900jährigen Bestande des Christentums mit derselben Bestimmtheit wagen dürfen, mit welcher die Naturforschung aus der fortdauernden Wiederholung der Naturerscheinungen auf deren Gesetzmäßigkeit schließt.

Die eine Behauptung, welche die Lehre von der Gottesliebe betrifft, lautet: Es hat nie eine Religion gegeben und wird nie eine geben, die wie das Christentum befriedigenden Aufschluß gibt über jede brennendste Frage in unserem Dasein, über die ewige Frage nach dem Grunde und dem Zweck des Leidens.

Johannes Janssen erzählt in seiner Abhandlung über Artur Schopenhauer*): Als dieser ungläubige

*) Zeit- und Lebensbilder I, S. 32.

Philosoph in seiner letzten Krankheit von heftigen Schmerzen gefoltert war, da rief er mehrmals aus: „O mein Gott, o mein Gott!“ Sein Arzt, der dabei zugegen war, fragte ihn: „Existiert denn noch ein Gott für Ihre Philosophie?“ Da erwiderte der Kranke: „Sie reicht ohne Gott in den Schmerzen nicht aus. Es soll damit, wenn ich wieder gesund bin, anders werden!“

Und dazu nun ein Gegenstück. Ich habe in Italien einmal (wenn ich mich recht erinnere, auf einem Friedhofe in Perugia) einen Grabstein gelesen, der eine Inschrift folgenden Inhalts zeigte: „Steh' still, Wanderer! Ich, dessen Gebeine dieser Stein deckt, bin einst jung und schön, gelehrt und reich und mächtig gewesen, man hat mich den Glückseligsten genannt von allen; dann habe ich meinen Reichtum eingebüßt und meine Gesundheit, ich bin elend und verachtet oder bemitleidet worden als der ärmste unter den Menschen. Aber nicht glücklich war ich zu nennen, als die Menschen mich beneideten, glücklich war ich, als die Welt nur noch Mitleid für mich erübrigte. Gelobt sei Christus!“

Wahrlich, nicht die Philosophie aller Zeiten, nur allein das Christentum mit seiner Lehre von der Gottesliebe hat die Menschen dazu vermocht, sich mit dem Leiden abzufinden, im Leiden Sinn und

Trost und Gewinn zu finden: das große Rätsel, das größte im Menschenleben, das Rätsel vom Leid zu lösen.

Und die zweite Erkenntnis, die uns heutigen zuteil geworden, betrifft die christliche Lehre von der Nächstenliebe. Die Geschichte hat uns gezeigt, wie durch diese Lehre die Sklaverei allmählich abgeschafft wurde und das Weib seine Gleichstellung mit dem Manne erreichte; sie hat uns gezeigt, daß durch diese Lehre alles das, was wir heute mit den Worten Humanität und humanitäre Einrichtungen bezeichnen, den Menschen erst bekannt geworden ist, so daß die christliche Nächstenliebe als die Quelle des Fortschrittes, ja, als der einzige wahre und große Fortschritt zu bezeichnen ist, den die menschliche Gesellschaft aufzuweisen hat.

Und nun dürfen wir wohl fragen, meine Freunde: ob wir Menschen von heute weniger Ursache haben als jene alten Germanen, uns dankbar zu erzeugen für die Botschaft, die St. Severin am Kahlenberge gepredigt hat? Was jene Rugier vor anderthalb Jahrtausenden kaum noch ahnen konnten, dessen sind wir, belehrt durch die Geschichte, sicher und gewiß geworden: daß, abgesehen von allen Gründen, welche den göttlichen Ursprung des Christenglaubens verbürgen, sich das Christen-

tum als diejenige Religion erwiesen hat, welche allein dem Menschen das Dasein, wie immer es sei, erträglich macht und sein Leben zu einem lebenswerten gestaltet; als die Religion, die allein die Verwirklichung der gesellschaftlichen Bestrebungen nach Freiheit, Gleichheit und Fortschritt ermöglicht hat, mit einem Worte, als die Religion, die so sehr der ganzen menschlichen Natur und den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft angepaßt erscheint, daß wir allein schon daraus auf ihren göttlichen Ursprung aus der Hand des Schöpfers schließen müssen.

* * *

Als St. Severin vor dem ersten Christbaum seine Rede beendet hatte, da war Freude in den Herzen seiner Zuhörer und Trost und Zuversicht sprachen aus den Blicken dieser armen, bedrängten Germanen; sie lobten und priesen den heiligen Christ. Auch wir, meine Freunde, auch wir wollen festhalten an dieser Gesinnung gegen den Heleand, festhalten in Sinn und Werk! Auch wir vor unserem Christbaum wollen dankerfüllten Herzens, wie einst jene Rugier auf dem Kahlenberge, sprechen: Gelobt der Freudenbringer, der heilige Christ, in alle Ewigkeit!

In der Christnacht.

(Sterzinger Dialekt.)

(Auf einem einsamen Berggehöfte, wo alle Bewohner eben zur Mette gegangen sind; nur das kleine Nannele ist mit der alten Base zurückgeblieben.)

Alte: Sein se awöck iatz, Nannele? — Hat wol aniads a Lutearn?

Geah, rief no woadl in Hannes noch, dersell vergißt sovl gearn!

Kind: Nuo, Basl, dö sein iatz lang füro — sie sein schon öppar ba'n Gätter!

Abr es saahlt nicht, graab di nit, do schaugg schon amearscht der Dätter.

Alte: Woll freila, hascht recht, Ear¹⁾ schaugg aff ins, aff aniads ausfallede Haar!

Und in der Kristnacht wüßet i's nia, daß öbbes begöng waar.

Mei, weart man alt! Deart bin i nou mit ochn ba'n alln Schneibm,

Und huire dermiach i's rein nit meahr — muaf lei ba'n Ofn bleibm.

¹⁾ Sie meint den himmlischen Vater.

Weah tuat's oam; aber Nannele, laß mer's
 ins nit verdrießn,
 Gwiß hat a vu di Hirtn oans bam Dich zrugg
 bleibm mießn.

Und weil i ochn nit derkimb, geah't woll
 der Heiland auer!
 O mei, i siggs, wia's kemmen weard in gor
 nit langer Dauer:

Dört zuiacht'r ein zun löschten mál¹⁾ und holt
 mi o für alm —
 Schaug au noar, wie di Basl geah't, förzntrod
 und mit ar Pálm!

Durch'ein geahn geah'ts ins Bethleh'em, und
 schüan is nit zun máln,
 Statt aff'n Stroah ligg's Kindl iaß aff lauter
 Sonnenstráln!

Koa Wind und Wötter ischt nit meahr, foa
 Plág und Noat der Eardn —
 Bet Nannele, zun Kindl bet, daß miar dös
 würdi wearn!

¹⁾ Als letzte Wegzehrung, meint sie; die folgenden Worte beziehen sich auf ihren Einzug in den Himmel.

